

Weg und Nicht-Weg

Band I: Wege in der Zeit



ge-funden

und

er-funden

von

Rudolfo

Kithera

Texte: © Copyright by Hartmut Frömgen
Umschlaggestaltung: © Copyright by Hartmut Frömgen

Verlag:
Hartmut Frömgen
Schweizer Str.22
46562 Voerde
hartmutfroemgen@web.de

Vertrieb: epubli – ein Service der Neopubli GmbH, Berlin

„Allen gehört, was du denkst.

Dir eigen ist nur, was du fühlst.“

sagt Friedrich Schiller.

Es ist unangemessen, Gedanken als persönlichen Besitz wie Schmuckstücke zu betrachten und sich dagegen zu schützen, dass Andere sie sich auch aneignen. Gedanken sind Geist, der allen gehört - wie die Berge, der Himmel und das Meer. Geist ist unteilbar und kann deshalb nur mit Anderen, nicht gegen Andere geteilt werden. Wenn man Geist zu Eigentum erklärt, das Andere ausschließt, bricht man dem Geist die Flügel.

Deshalb ist es strengstens erwünscht, dass du, liebe Leserin, dir die Gedichte in jeder beliebigen Form aneignest, dir zu eigen machst. Du kannst sie kopieren, vervielfältigen und auch in deinem Sinne verändern. Es ist auch ausdrücklich von mir erwünscht, dass sie sich möglichst weit verbreiten. Ich sehe sie als meine Möglichkeit, der Menschheit ein Bisschen zurückzugeben für das Viele, was ich von ihr genommen habe, das zu erstatten, was ich ihr schuldig bin.

Ein Rest von persönlicher Eitelkeit verleitet mich nur zu der Bitte, mich als den ursprünglichen Autor zu nennen.

Solltest du auf die Idee kommen, mit den Gedichten Geld zu verdienen, müsstest du das vorher mit mir besprechen. Und sollte dir das sogar gelingen, (was ich mir gar nicht vorstellen kann), hätte ich gerne einen von mir festgelegten Anteil am Gewinn.

Du findest, liebe Leserin, diese „Wege in der Zeit“
auch auf meiner Internetseite www.rudolfo-kithera.de ,
ebenfalls mit privatem, nicht-kommerziellem Nutzungsrecht
(zum Herunterladen, Ausdrucken, Kopieren, Verteilen).

Einige Worte sind auf ihr mit passenden Bildern,
meistens eigenen Fotos, „kommentiert“.

Die Einzeltexte sind durch Links mehr miteinander verbunden,
so dass du den Zusammenhang zwischen ihnen
besser erfassen kannst.

Und auf der Internetseite findest du auch alles,
was neu in mich eingefallen ist.

Wenn du lieber bedrucktes Papier in den Händen hältst
statt ein Tablet: es gibt auch eine Print-Ausgabe,
die du im Buchhandel oder online bestellen kannst.

Auf der Internetseite findest du auch die Texte aus den übrigen,
bisher erschienenen Büchern und die,
die bisher noch nicht als Buch veröffentlicht worden sind.

Inhalt

Auf dem Weg

vom „U“ zum „A“	Seite 18
Warum ich Rudolfo Kithera heiÙe	25
Gebären und Geboren-Werden (Geburtstage - Hilde Domin)	28
Offen	32
Mit-Gabe (An mein Kind - Mascha Kaléko)	33
Weg-Warner, nicht Weg-Weiser	38
Kind-Sein (Lied vom Kindsein - Peter Handke)	41

(Du musst das Leben nicht verstehen - Rainer Maria Rilke)

(Das Lied des Zaren - Albert Lortzing)

Noch früh	45
Der Zug	47
Passah	49
Rhythmus	52
Wille und Weg	54
Geh einfach los!	55
(„Ich kam, sah, siegte“)	
Folge dem Fluss!	62
Einfach machen	63
Dem Lieben folgen	66
Rapunzel und der Lindwurm	70
Mein Weg: nach, mit und vor Anderen	73
Ja, ich will	76
Wo ist das Gold?	78

Besuch beim alten Weisen	82
(Das andere Ufer - Manfred Kyber)	
Der Leuchtturm	89
(Sonne und Mond)	
Der Flaneur	93
Zwischen Wegen	95
Falsche Wege	98
Das Körperschiff	99
Noch jung, schon alt	101
(Jahreszeiten - Reinhard Mey)	
Most, Rost und Frost	110
Rosten, rasen, rasten	111
Antwort-Stufen	113
Von „un“ zu „über“	116

Die Treppe 118
(Stufen - Hermann Hesse)

Bereit und offen 123

Im Stadttor 124
(Wenn ich im Tor steh')
(Tore - Öffnen und Schließen)

Vorbild und Vorläufer 130

Herbst-Winter-Farben

Wandel der Jahreszeiten 133

Herbsttag (Rainer Maria Rilke) 135

Vernunftvoll, „mittig“, mittelmäßig 137

Schlecht streiten, gut begleiten 144

Im nächsten Leben 145

Zweierlei Maß	150
Brennen - zu viel, zu wenig	152
Gesagt, getan, gescheh'n	154
Blick zurück im Frieden	159
Richtungen	165
Rette die letzten Rollen!	166
Sindbads Heimkehr	170
Aufbruch	176
Nicht mehr noch mehr	178
(Sucht des Suchens)	
Die letzte Zeile	183
Zur rechten Zeit	186
Klippen-Küste	187
Zweisam-Spiel auf Augenhöhe	189
(Rollenfrei)	

Im Ruhestand	195
(Brenne bis zuletzt!)	
Flache Wege, steile Wege	198
Ein Weg	201
Noch immer - nicht mehr	202
Körperkrieg	203
Pillen-Frühstück	205
(Wann lohnt sich der Selbstmord)	
An Karoline	210
(Hochrot - Karoline von Günderrode)	
(Der Selbstmord - Christian Fürchtegott Gellert)	
Wie viel Zeit	217
(Der Tod des Fürsten - Giuseppe Tomasi di Lampedusa)	
(Was flüsterst du - Rabindranath Tagore)	

Das Tor	222
Worte eines Tod-Geweihten	224
Zuletzt - Stine Andresen	226
(Finale)	
Silvester	228
Was wirkend, wirklich, wichtig bleibt	231
Am Ende gleich	233
(Gedichte von der verrückten Wolke - Ikkyù)	
Immer weiter	235
Fluch und Segen	236

Reisen in Zeit und Raum

Daheim und unterwegs	238
Alle Wege führen (immer wieder) nach Rom	241
Am 15. März	248
An dir	249
Niederrheiner - doch nicht nur	255
Hochrhein-Reime	257
Vom Rhein zur Rhone - und zurück	258
Worms	262
Kirchentüren	266
Rosenfenster	268
Luzern	271
Amsterdam im Zeitenwandel	273
Im Land der Friesen	275
Dresden	277
Eingesperrt und ausgesperrt	279
Poltawa	284

Zeiten, wo man kämpfen muss	291
Unbesiegbarkeit	293
Langkofelblick	299
(aus „Glückseligkeit“ - Zülfü Livanelli)	
Berg-Gipfel, Berg-Flanken	303
(Auf der Hütte)	
Der Berg - Licht und Schatten	307
(aus „An Marko“)	
Felswand und Sandstrand	313
Sithonía	316
Paradies und Schlange	319
(Die Amalfiküste)	
Die schöne Rote	323

Im Säulenwald	327
Schlusslicht	331
Auf La Gomera	334
Flucht nach La Palma	336
Zwei Schwestern	338
Kolumbus	346
Blicke auf das andere Ufer	347
Anmerkungen	350
Was der „Schreiber“ über sich schreibt	367

Auf dem Weg

Vom „U“ zum „A“

Als ich nach einem Pseudonym für den Autor dieser Gedichte suchte, kam ich schließlich an bei dem Namen „Rudolfo Kithera“.

(Warum ich diesen „Scheinnamen“ ausgewählt habe, erzähle ich dir später, lieber Leser.)

Und mir fiel etwas auf:

„Rudolfo Kithera“ enthält alle fünf Grundvokale, und zwar in einer Abfolge vom „U“, das am engsten und am geschlossensten gesprochen wird, zum „A“, dem weitesten und offensten Vokal.

In „Rudolfo Kithera“ steckt ein Weg, ein Weg vom „U“ zum „A“, ein Weg von enger Tiefe (und Höhe!) zu breiter Weite, vom Grund einer Schlucht zu den Galaxien des Weltalls.

Vom Stumpf, den nur noch übrig ließ ein wüster Sturm,
zum wieder ausgeschlag'nen breiten Ahornbaum,
mit einem Stamm, gewaltig, kraftvoll nachgewachsen,
mit prächt'gen Blättern, die im Winde rauschen,
mit seiner Laubekrone machtvoll herrschend
mitten im neu erstandenen Wald.

Vom dunklen Spruch ur-würd'ger Runen,
ur-wüchsig und ur-tümlich noch,
aus dumpfem und noch stumpfem Geist,
Ur-Weisheit kündend aus dem Buch der ersten Stunde,
noch nicht gelesen, nicht gesprochen, noch gesungen,
vor jedem Maß der Uhren schon verklungen,
zu klarem Rat und wacher, sicherer Tat,
aus hellem Gegenwartsverstand erstanden,
der alles spaltet mit geschärfter Axt,
aus einem Geist, der achtsam zugewandt
für alles, was jetzt da ist, ohne Wahl,
in Dankbarkeit und All-Parteilichkeit.

Vom Strudel tief im Abgrund einer Schlucht
zu einem glänzend Band durch weites Auenland,
zum Bad an einem breiten, flachen Meeresstrand;
aus einem düsteren Schlund entsprungen,
in eine schroffe Kluft gezwungen,
vom steilen Felsenufer hin
zum feinen, strahlend-weißen Sand.

Vom hohen Turm der trutz'gen Burg,
die gegen Wunden durch den Schuss der Armbrust schützt,
gegen die Wucht des Speeres in gezieltem Wurf,
und die das Gut behütet gegen Einbruch in der finsternen Stund',
schweift weit das Auge über die Natur,
All-Vaters farbenreiche Gabe,
auf alles das, was wächst durch seine Gnade,
in Garten, Wald und Ackerland,
auf Hafer, Raps, Akazie, Pampagras,
Kastanienalleen am Straßenrand.

Von Furcht und Sorgen, Wut und Groll, der tief verwurzelt,
sowie von Schuld und sücht'ger Lust gebunden und gezwungen,
von dem, was Druck verursacht in der eingeeengten Brust,
zum freien Atmen, nicht befangen, weit und offen,
wach und klar handelnd in Gelassenheit,
wagend, nicht mehr „ich soll“, „ich muss“,
sondern „ich will“, „ich kann“ zu sagen.

Im Grunde des Vulkans die rote Glut
ruft denen, die an seinem Fuße wohnen, zu:
„Ihr munteren Luftgeschöpfe, die ihr arglos brütet,
wo Unheil - euer Nest zerstörend - droht:
Seid frei von Furcht, und seid doch auf der Hut!
Dass ich in Ruhe schlummer', das ist nur ein Trug.
Die Lavaflut, die - alles in ihrem Fluss erstickend -
auf euch herabstürzt durch der Erde Wut,
raubt euch das Leben, bringt den Tod euch,
nicht nur allein Verlust von Hab und Gut.
Wer unter meinem Gruß aus Erdentiefen leben will,
braucht Glück und eine Menge Mut.“

Von dieser Unterwelt, die sorgenvoll bedrückt,
reicht Gottes Schöpfung bis zum Glanz der Galaxien,
die - über jeden Sturm und jede Flut erhaben -
mit ihrem Kranz aus Licht nach allen Seiten strahlen.

Die Schöpfung reicht vom dunklen Höhlengrund,
der stillgelegten Kupfergrube und von Gruftesruh',
von stummen Würmern, Muscheln, Flundern, Ottern,
dem Ruf der Unken, die in Sümpfen hüpfen,
über den Krach und Lärm schnatternder Gänsescharen
und den Gesang der Amsel und der Nachtigall
bis zu dem Klang der Sphären und des Schöpfers Lachen,
das ewig durch das ganze Weltall schallt.

Vom „U“ zum „A“ die Brücke ist gespannt.

Vom mörderischen Schurken, bösen Buben, der
mit Dolch und Büchse sendet einen tötend' Gruß;

vom Lüstling, der mit blumigen Sprüchen,
heuchlerischen Küssen

betört unschuldige Töchter, die - noch allzu jung -
geduldig noch die Schulbank drücken müssen;

vom Luder, das den blöden Tölpel
verführt mit Schwung der Hüften und mit üpp'ger Brust;
vermummten Hooligans, die
- schon viele Stunden nicht mehr nüchtern -
sich prügeln, ohne Würde und Vernunft,
der Muskelrisse und gebroch'ner Rippen nicht bewusst;
vom Muttersöhnchen, das - verwöhnt -
Hund, Hühner, Kühe quält, aus Übermut und Frust;
von denen, die, nur leise flüsternd wie Verschwörer,
missgünstig tuscheln hinter deinem Rücken,
vor offenen Worten jedoch feig sich drücken;
vom Günstling eines dummen Fürsten, der
den Fluss des Goldes strömen lässt in eigene Truh'n,
mit Lug und Trug sein Geld in trockene Tücher bringt,
die Gulden auf nem Konto in der Schweiz lässt ruh'n;
vom Zögling in der Schule, stur und störrisch,
nur murrend und sich sperrend gegen das, was gut ihm tut,
so dass dem Lehrer ist zuletzt geschwunden jeder Mut;
von Schmugglern, Schummlern, Stümpern, Schnüfflern,
von denen, die in trüben Tümpeln fischen,
im Sündenpfuhl der Hölle wohl sich fühlen,

sich schnorren durch an fremden Tischen,

über den Vater, der sein Leben wagt,
wenn Frau und Kinder schweben in Gefahr,
den, der beständig wandelt auf dem Pfad der Wahrheit,
der, auch wenn es ihm nicht leicht fällt
und für ihn nicht günstig,
offen und ehrlich sagt, wie etwas wirklich war,
ein Schaf, arglos vertrauend auf den all-gewalt'gen Schäfer,
der kraftvoll bahnt den Weg mit seinem Stab,
zu labend frischem Wasser an des Baches Quelle,
ins Tal, wo 's saft'ges Gras das ganze Jahr lang gab;
den, der von edlem Anstand, Seelenadel,
der Haltung wahr auch dann,
wenn Schmach und Schande naht,
das Schicksal zusticht mit gar spitzer Nadel,

zu Allahs Allmacht,
die gepaart mit Gnade, mit Erbarmen,
für alles, was von ihm mit Lieb' erschaffen,
ganz gleich, ob engem „U“ verwandt
oder zum „A“ weit offen passend.

Warum ich Rudolfo Kithera heiße

Rudolfo Kithera, das ist ja - wie schon gesagt - nicht mein wirklicher Name, das ist ein Pseudonym. Warum habe ich einen „Schein-Namen“ gewählt?

Zunächst mal gibt es mir die Gelegenheit, damit zu spielen, wer ich bin.

Wenn ich z.B. auf einer Goldhochzeit „Alles getan, alles gescheh'n“ vorlese, kann ich sagen: „Mein Freund Rudolfo Kithera hat mal ein Gedicht geschrieben, und da er mir die Nutzungsrechte übertragen hat, darf ich es heute Abend hier vorlesen.“ Es ist eine wertvolle Erfahrung, über sich selbst in der dritten Person zu sprechen, „er“ statt „ich“ zu sagen, so wie es die kleinen Kinder tun. Es hilft, sich mal von seinem - oft aufgeblähten - Ego zu distanzieren, sich selbst gewissermaßen von außen zu sehen. Vielleicht sagt auch deshalb Christus: „Lasst die kleinen Kinder zu mir kommen, denn solcher ist das Himmelreich!“ (Lk 18, 16)

Nicht ich habe (mein Name hat) es verdient, bekannt zu werden durch das, was sich durch mich geschrieben hat. Das, was sich durch mich geschrieben hat, hat es verdient, durch mich bekannt zu werden.

Ein Vater ist für seine Kinder da, nicht die Kinder für ihren Vater. Ich bin für die Gedichte da, nicht die Gedichte für mich.

Es geht mir nicht darum, meinen Alltags-Namen zu verheimlichen. Es geht nicht darum, dass „niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß.“ Du kannst ruhig wissen, lieber Leser, dass ich als Nicht-Autor Hartmut Frömgen heiße. Doch die Gedichte haben „Rudolfo Kithera“ als „Vater“ verdient, nicht „Hartmut Frömgen“.

Der von mir gewählte „Schein-Name“, in dem eine wichtige Aussage, eine Botschaft verborgen ist, passt besser zu den Gedichten als der nichts-sagende Name, unter dem ich im alltäglichen Leben bekannt bin.

Der Nachname Kithera, den ich mir gegeben habe, ist eine Zusammenfügung, eine Kom-Position von Kythera, einer griechischen Insel, mit Kithara, einem griechischen Musikinstrument. Darüber hinaus aber setzt es sich aus Wortteilen zusammen, die für mich bedeutungsvoll sind. „Ki“ ist ein letztlich nicht übersetzbares japanisches Wort. Man kann es vielleicht am besten mit Bewusstseinsenergie übersetzen. Ich habe einige Jahre eine japanische Kampfkunst namens Ai-Ki-Do betrieben, bin damit einen Weg (Do) gegangen, den eigenen Geist (Ki) in Harmonie (Ai) mit dem Geist des Universums (KI) zu bringen. In dieser Kampfkunst habe ich die Kunst des Nicht-Kämpfens geübt, die Grundhaltung der Gewaltlosigkeit gelernt: Hindernissen, Schwierigkeiten und Bedrohungen nicht mit krampfhaftem Bemühen und verbissenem Kämpfen zu begegnen, sondern mit souveräner Akzeptanz und unbefangener Leichtigkeit.

„Thera“, das sind - abgesehen davon, dass es wiederum der altgriechische Name einer Insel ist, die auf neugriechisch Thira

heißt und bei uns meistens unter dem italienischen Namen Santorini bekannt ist - die ersten Silben von Therapie, Heil-Werden, Ganz-Werden. Ki-Thera ist also die Abkürzung für Ki-Therapie, Heilen durch Ki, Entwicklung, Wachstum, Ganz-Werden durch Bewusstseinsenergie. In dem Namen, den ich mir selber gegeben habe, drückt sich ein wesentliches Anliegen dieser Gedichte und Geschichten aus: Dir, liebe Leserin, Erfahrungen mitzuteilen, die ich auf meinem Weg gemacht habe, wenigstens ansatzweise, und damit vielleicht auch dir eine Möglichkeit zu persönlichem Wachstum anzubieten.

Gebären und Geboren-Werden

Geschrieben sind schon viele Worte
über das Töten und das Sterben -
Leben zu nehmen, zu verlieren, aus ihm raus zu geh'n.

Es sind nur wenige bisher geschrieben
über Gebären und Geboren-Werden -
Leben zu geben, zu gewinnen, in es rein zu geh'n.

Vielleicht liegt das ja daran, dass die meisten Worte
geschrieben sind von Männern,
die töten können, aber nicht gebären.

Jedoch von denen, die es können, die es kennen,
von Frauen, gibt es auch nicht viel.

Im folgenden Gedicht geht es sogar um drei Geburten:
um Mensch-Geburt, um Tier-Geburt, um Wort-Geburt.

Bei Menschen wird zum Schluss das Leben
auch der genommen, die das Leben gibt.
Und die Gebärende wie die Geborene,
die wissen das, wissen es beide.

Das Tier stirbt auch,
doch weiß es davon nichts.

Und Worte können - aufgeschrieben -
lang überleben Mensch und Tier.

Geburtstage

Sie ist tot.

Heute ist ihr Geburtstag.

Das ist der Tag,

an dem sie

in diesem Dreieck zwischen den Beinen ihrer Mutter

heraus gewürgt wurde,

sie,

die mich heraus gewürgt hat

zwischen ihren Beinen.

Sie ist Asche

Immer denke ich

an die Geburt eines Rehs,

wie es die Beine auf den Boden setzte.

Ich habe niemand ans Licht gezwängt -
nur Worte.

Worte drehen nicht den Kopf.

Sie stehen auf

sofort

und geh'n.

(Hilde Domin)

Offen

Ein Kind ist uns geboren.

Was wird aus ihm mal werden?

Wozu ist es erkoren?

Was will es hier auf Erden?

Wird es viel mit uns lachen?

Bringt es uns mehr zum Weinen?

Lässt es Kanonen krachen,

heller die Sonne scheinen?

Lebt es mal mehr im Dunkeln?

Lebt es mal mehr im Licht?

Wir können es nur munkeln.

Wir wissen es doch nicht.

Das ist noch alles offen,

liegt noch im Nebeldunst.

Wir können jetzt nur hoffen

auf seiner Sterne Gunst.

Mit-Gabe

Wenn sie ein Kind geboren hat, weiß die Mutter nicht,
welchen Weg es gehen wird.

Doch sie weiß, was sie ihm für den Weg mit-geben will.

An mein Kind

Dir will ich meines Liebsten Augen geben
und seiner Seele flammend reines Glüh'n.

Ein Träumer wirst du sein und dennoch kühn
verschlossene Tore aus den Angeln heben.

Wirst auszieh'n, das gelobte Glück zu schmieden.

Dein Weg sei frei. Denn aller Weisheit Schluss
bleibt doch zuletzt, dass jedermann hienieden
all seine Fehler selbst begehen muss.

Ich kann vor keinem Abgrund dich bewahren,
hoch in die Wolken hängte Gott den Kranz.
Nur eines nimm von dem, was ich erfahren.
Wer du auch seist, nur eines, sei es ganz!

Du bist, vergiss es nicht, von jenem Baume,
der ewig zweigte und nie Wurzel schlug.
Der Freiheit Fackel leuchtet uns im Traume.
Bewahr den Tropfen Öl im alten Krug!

(Mascha Kaléko, Sei klug und halte dich an Wunder)

Die Gedichte von Mascha Kaléko gehören für mich zu dem Schönsten und Besten, was je in deutscher Sprache geschrieben worden ist.

Der Philosoph Martin Heidegger - zweifellos selbst ein Genie, doch im Dritten Reich auch ein bekennender Nationalsozialist - schrieb an die Dichterin mit russisch-jüdischen und österreichisch-jüdischen Wurzeln:

„Ihr ‚Stenogrammheft‘ sagt, dass Sie alles wissen, was Sterblichen zu wissen gegeben.“

Ihr eigener Lebensweg, den natürlich auch ihre Eltern bei ihrer Geburt nicht vorhersehen konnten, führte sie von Chrzanów in Galizien, dem damals österreichischen Teil Polens, über Frankfurt und Marburg nach Berlin, von da als Emigrantin nach New York, von da nach Jerusalem.

Gestorben ist sie bei einem Zwischen-Aufenthalt in Zürich, auf der Rückreise von Deutschland nach Israel, gerade im Begriff, sich eine Zweitwohnung in Berlin zu zu legen, als Wiederaufrischen glücklicher Jugendzeiten, Anknüpfen an „die paar leuchtenden Jahre“.

Mehrmals hat sie die Heimat in der Welt verloren. Schon 7jährig musste sie flüchten vor drohender Gewalt, und 31jährig vor der sicheren Vernichtung.

Doch war sie deshalb heimatlos?

„Zur Heimat erkor ich mir die Liebe.“- vor allem zu ihrem Mann, zu ihrem Sohn (für den sie dieses Gedicht schrieb).

Als auch diese Heimat wegstarb, die Menschen, die sie liebte, blieb doch noch eine;

die Sprache, die sie liebte, in der mit sanfter Wortgewalt sie Zeitlos-Unvergessenenes schuf.

Mit deutscher Sprache blieb sie lebenslang verbunden.

(Selbst in den Jahren nach dem Holocaust, als sie sich weigerte, wieder in Deutschland etwas zu veröffentlichen, schrieb sie in Deutsch, für die Emigranten in den USA.)

Doch weil sie auch an sie gebunden blieb, konnte sie in Ländern, wo man sie nicht sprach, verstand und las, nicht Wurzeln schlagen.

Wir können uns ja freuen darüber, dass wir das lesen können, was in unserer Muttersprache an Wahrem, Schönem und Gutem geschrieben worden ist. Manche Menschen hatten das Glück, neben der Muttersprache eine andere Vatersprache zu haben. Das hatte ich nicht. Ich liebe auch andere Sprachen, die ich ein wenig kenne: Das Englische, das Spanische. Doch ich kann leider deren Worte nur mühsam im Original lesen und überhaupt nichts Eigenes in ihnen schreiben.

Sprachen verbinden eben Menschen mit den Menschen,
die dieselbe Sprache sprechen, und trennen eben - immer noch
Fluch des Turmbaus zu Babel - Menschen von den Menschen,
die eine andere sprechen. Leider.

Doch diese Verschiedenartigkeit und Vielfalt der Sprachen
hat auch etwas Gutes:

Manches klingt in einer anderen Sprache schöner,
manches wird in ihr klarer,
und manches kann nur in ihr so gesagt werden.

Weg-Warner, nicht Weg-Weiser

Die Worte, die nun folgen, konnte ich
als Vater leider nicht zu meinen Söhnen sagen,
(ich war damals zu jung, war noch zu unerfahren)
kann es vielleicht als Opa sagen einer Enkelin:

„Den rechten Weg, den kann ich dir nicht weisen,
kann nur vor falschen Wegen warnend dich behüten,
damit dein Zug nicht stille steht auf Abstellgleisen
und du nicht arglos Säfte trinkst aus gift'gen Blüten.

Den rechten Weg, den kennen nur die Weisen.

Nicht ich - denn weise bin ich nicht.

Doch hab' ich selbst erlebt auf vielen Reisen,
was nur ins Dunkle führt und nicht ins Licht.

Die krummen Wege, die kann ich dir sagen,
damit du dich nicht so wie ich verirrst -
was zu nichts führt, brauchst du nicht neu zu wagen -
damit du schneller als ich glücklich wirst.

Ich kann dir Wissen, nicht auch Weisheit geben.
Das von mir selbst Erfahrene kann ich mit dir teilen.
Das hilft dir vielleicht, nicht im Schlamm zu leben,
unnötig lang in Sümpfen zu verweilen.“

PS

Nun gut, ich kann es ja versuchen.

Doch wann hat jemals die Jugend auf das Alter gehört,
sich durch die Erfahrungen der Großväter davon abbringen las-
sen,

Irr- und Umwege zu geh'n.

Und vielleicht ist das auch gut so.

Mascha Kaléko hat ja Recht:

„ ... Denn aller Weisheit Schluss,

bleibt doch zuletzt, dass jedermann hienieden

all seine Fehler selbst begehen muss.“

Kind-Sein

Des Menschen Erden-Weg beginnt als Kind.
Noch halb zu Hause dort, von wo es herkommt,
und leichtgewichtig auf der Wolke schwebend,
die ihm für lange Zeit vertraute Heimat war,
mit einem Flügel noch im Licht der Sphären
(es kann noch Engel seh'n),
stellt es, noch fremd, noch nicht gewöhnt
an diese wundersame, wundervolle Welt,
sich wundernd, staunend diese Fragen,
die es dann später irgendwann,
dann, wenn es nicht mehr Neuankömmling ist,
durch das schon längst Gewohnte abgestumpft,
vergessen haben wird:

„Warum bin ich ich und warum nicht du?
Warum bin ich hier und warum nicht dort?
Wann begann die Zeit und wo endet der Raum?
Ist das Leben unter der Sonne nicht bloß ein Traum?
Ist, was ich sehe und höre und rieche,
nicht bloß der Schein einer Welt vor der Welt?
Gibt es tatsächlich das Böse und Leute,
die wirklich die Bösen sind?
Wie kann es sein, dass ich, der ich bin,
bevor ich wurde, nicht war,
und dass einmal ich, der ich bin,
nicht mehr, der ich bin sein werde?“

(aus Peter Handke, Lied vom Kind-Sein)

Du musst das Leben nicht verstehen

Du musst das Leben nicht verstehen,
dann wird es werden wie ein Fest.
Und lass dir jeden Tag geschehen
so wie ein Kind im Weitergehen
von jedem Wehen
sich viele Blüten schenken lässt.

Sie aufzusammeln und zu sparen,
das kommt dem Kind nicht in den Sinn.
Es löst sie leise aus den Haaren,
drin sie so gern gefangen waren,
und hält den lieben jungen Jahren
nach neuen seine Hände hin.

(Rainer Maria Rilke)

Das Lied des Zaren

Sonst spielt ich mit Zepter, mit Krone und Stern,
das Schwert schon als Kind, ach ich schwang es so gern.
Gespielen und Diener bedrohte mein Blick
froh kehrt ich zum Schoße des Vaters zurück
Und liebkosend sprach er: Lieb Knabe bist mein
O selig, o selig, ein Kind noch zu sein

Nun schmückt mich die Krone, nun trag ich den Stern
das Volk, meine Russen, beglückt ich so gern.
Ich führ sie zur Größe, ich führ sie zum Licht
mein väterlich Streben erkennen sie nicht.
Umhüllet von Purpur, nun steh ich allein:
O selig, o selig, ein Kind noch zu sein

Und endet das Streben, und endet die Pein
so setzt man dem Kaiser ein Denkmal aus Stein
Ein Denkmal im Herzen erwirbt er sich kaum
denn irdische Größe erlischt wie ein Traum
Doch rufst du, Allgüt'ger: In Frieden geh ein
So werd ich beseligt dein Kind wieder sein

(Albert Lortzing, Zar und Zimmermann)

Noch früh

Quirlig sprudelt eine Quelle,
harrt nicht aus an Ort und Stelle,
wird zum Bach, sich schlängelnd heiter,
will zum Meer, nach vorne, weiter.

Täglich blüht 's im Garten bunter,
frisch erwacht, noch kindlich munter.
Alles sprießt in neue Räume -
Triebe, Knospen, Grün der Bäume.

Jugendkraft, die ungezügelt
kühn nach fernen Sternen greift,
die - vom Genius beflügelt -
sich emporschwingt, engel-leicht.

Alles ist noch nah dem Ursprung -
viel-versprechend, hoffnungs-reich;
folgt noch keiner starren Richtung,
ist noch biegsam, dehnbar, weich.

Morgenlicht, das ungesättigt
noch dem mut'gen Glauben gleicht,
bis zur vollen Stärke wachsend,
noch ein ahnendes „Vielleicht“;

Sonne, die mit milden Strahlen
sanft uns wärmt, nicht brennt und bleicht,
bis sie - stetig aufwärts steigend -
mittags den Zenith erreicht.

Der Zug

Ich laufe hastig durch den schmalen Zug
mit einer Flasche Rotwein in der linken Hand -
noch ungeöffnet, „jungfräulich“.

Der Zug, er eilt im Gleichmaß auf gewohntem Gleis
planmäßig zu dem vorgegebenen Ziel.

Wo ist mein Platz in diesem sicheren Zug?

Wo kann ich in ihm Ruhe finden, bleiben?

Bei dieser Frau dort, die so lässig da liegt,
in ihrem weißen Kleid lang ausgestreckt?

Kann ich bei ihr die Flasche Wein entkorken,
gelöst mit ihr den schweren Rauschsaft teilen?

sechzig Jahre später:

Der Zug fährt wieder an,

fährt weiter - ohne mich.

Ich bin hier ausgestiegen.

Ich schaue ihm nicht nach.

Die Reise ist zu Ende.

Der leere Bahnsteig schweigt.

Da vorne liegt mein Haus.

Wer wartet da auf mich?

Passah

Alles Vergängliche ist Passah -

das Leben wie der Tod.

Es geht vorbei und es geht durch.

Der Todes-Engel geht vorbei an deinem Haus.

Tot-sicher wird er jedoch irgendwann

dich suchend vor der Türe steh'n.

Er holt dich ab, er nimmt dich mit,

nur mit dir wird er wieder geh' n.

Der Lebens-Engel, der kommt ständig in dein Haus.

Er bleibt nicht da, er läuft nur durch es durch,

geht vorne rein, kommt hinten wieder raus.

Lass ihn stets ein, sperr ihn nie aus!

Auch du sei Lebens-Engel!

Tritt ein in jedes, lauf durch jedes Haus!

In keinem sollst du ewig Wurzeln schlagen.

Du musst und kannst aus jedem wieder raus.

Chaque endroit, où je vis,

est embelli par mon passage.

(französisches Sprichwort)

Jeder Ort, wo ich gelebt hab' ,

wird durch mein Durchschreiten schöner.

Kommentar:

Das hebräische Pessach (oder Passah) bedeutet Vorüberschreiten, Vorbeigehen.

Da rief Mose alle Ältesten Israels zusammen und sagte zu ihnen: „Holt Schafe oder Ziegen für eure Sippen herbei, und schlachtet das Passahlamm! Dann nehmt einen Ysopzweig, taucht ihn in die Schüssel mit Blut, und streicht etwas von dem Blut in der Schüssel auf den Türsturz und auf die beiden Türpfosten! Bis zum Morgen darf niemand das Haus verlassen. Der Herr geht umher, um die Ägypter mit Unheil zu schlagen. Wenn er das Blut am Türsturz und an den beiden Türpfosten sieht, wird er an der Tür vorübergehen und dem Vernichter nicht erlauben, in eure Häuser einzudringen und euch zu schlagen.“

(Ex 12, 21-23)

Rhythmus

Manchmal kann ich - leicht wie Watte -
auf der siebten Wolke schweben.

Und zu anderen Zeiten muss ich
schwer wie Blei am Boden kleben.

Manchmal geht was von alleine,
und du machst es „nur mal eben“.

Manches musst du mit viel Aufwand
und mit Mühe dir erstreben.

Wenn du auch mal Neues wagst,
geht dir auch mal was daneben.

Um auf Glatteis auszurutschen,
musst du dich darauf begeben.

Gegen manche düstere Macht
kann ich mich mit Mut erheben.
Doch dem Unbesiegbaren
kann ich mich nur noch ergeben.

Mal ruht die Seele friedlich still,
mal lässt das Schicksal sie erbeben.
Mal steht der Weinstock nackt und kahl,
mal hängt er üppig voller Reben.

Ein „Auf und Ab“, ein „Hin und Her“,
schwingender Rhythmus ist das Leben.

Wille und Weg

Wo ein Wille ist, ist (meistens) auch ein Weg.

Wo kein Wille ist, ist auch kein Weg.

Wo kein Wille ist, nützt auch kein Weg.

Wo kein Weg ist, da nützt auch kein Wille.

Wer etwas will, der findet Wege.

Wer etwas nicht will, findet Gründe.

Geh einfach los

Lauf einfach los und gehe zu
auf das, was auf dich zukommt,
für alles offen und bereit zu allem,
schon jetzt genügend vorbereitet
auf alles, was geschehen könnte,
für jeden Fall gut ausgerüstet
durch deine Kräfte, deine Stärken,
die du schon hast, du jetzt schon bist.

Habe den Mut, dir etwas zuzutrauen,
vertrauensvoll darauf zu bauen,
dass du ja Augen hast zum Sehen,
Ohren zum Hören, Hände zum Greifen,
Zähne zum Beißen, Füße zum Stehen,
den Mund zum Sagen und zum Fragen,
zwei Beine, um damit zu gehen,

Arme zum Heben, Schultern zum Tragen,
und ein Gehirn, um recht zu deuten,
was deine Augen dir grad' sagen,
und zu entscheiden, was zu tun ist,
was ist zu lassen und zu wagen.

Was deine Augen später einmal sehen werden,
versuche nicht, schon jetzt heraus zu finden!
Auch was es dann zu tun gibt für die Hände,
das kannst du überhaupt noch nicht ergründen.
Die Sicht darauf ist noch verstellt durch Wände.

In groben Umrissen kannst du erfassen nur,
was schon gekommen ist, nicht das, was kommen wird.
Ereignisse sind nicht gereiht auf einer Schnur,
wie Stufen einer Leiter, die erklommen wird.
Sie bilden nicht nur eine einzige gerade Spur.
Jedes Ereignis ist verknüpft durch viele Fäden
in einem Netzwerk, das nicht zu entwirren,

mit vielen anderen - ja vielleicht mit allen.

Der, der es ganz erfassen will, der wird sich sicher irren.

Du kannst dieses Geflecht der Fäden nicht durchschauen.

Es ist zu groß, zu weit, zu eng, zu dicht.

Dann ist es doch vernünftig, dem zu trauen,

was du schon jetzt erkennen kannst im klaren Licht.

Das sind die Augen, die du hast, um klar zu sehen,

die Arme, die du hast, um hoch zu heben,

die Füße, die du hast, sicher zu stehen,

die starken Beine, um zu geh'n ins Leben,

die Schultern, die du hast, um Last zu tragen,

kräftige Muskeln, die du hast, um was zu wagen,

den Mund, den du hast dafür, Wichtiges zu sagen.

Vertraue dem, was jetzt schon sicher ist,

dem Werkzeug, das du hast, den Stärken, die du bist!

Gut ausgestattet sei bereit für alle Fälle!

Bleib doch nicht ängstlich stehen auf der Schwelle!

Lauf einfach los, geh ruhig aus dem Haus!

Für alles, was vielleicht dann auf dich zukommt,

das, was du hast und bist, reicht dafür aus.

PS:

Häufe kein Wissen an, das du nicht brauchst,

das du nicht nötig hast, um jetzt zu handeln!

Schaff' keinen Vorrat an und schlepp ihn mit!

Er hindert dich nur, schnell und leicht zu wandeln.

Kommentar

In diesem Gedicht geht es darum, seinen gegenwärtigen Wahrnehmungs-, Urteils- und Handlungskräften zu vertrauen. Wenn man es nicht tut, klammert man sich an einen oft vergeblichen Ersatz: Man versucht, die Zukunft schon jetzt unter Kontrolle zu bringen, indem man sie sich vorstellt. Damit löst man häufig einen ungünstigen Teufelskreis aus: Je mehr man seine Sicherheit in Phantasien sucht, in Vorstellungen über Möglichkeiten, desto mehr schwächt man weiter das Vertrauen in die gegenwärtigen Kräfte, die einzige Sicherheit, die es wirklich gibt. Dieser Vertrauensschwund führt natürlich dazu, dass man sich noch mehr an den Ersatz klammert. Es ist eine Spirale, die sich immer mehr nach unten dreht.

Jemand, der dadurch sehr erfolgreich war, dass er seinen gegenwärtigen Kräften vertraute, war Julius Cäsar. Wenn man in der Schule Latein lernen durfte oder musste, wurde man, wenn das Perfekt an der Reihe war, unweigerlich mit den drei Wörtern konfrontiert, die Cäsar nach einer gewonnenen Schlacht nach Rom geschrieben hatte: Veni, vidi, vici. Im Deutschen ist es ein Wort mehr: Ich kam, sah, siegte. Etwas ausführlicher hätte er vielleicht gesagt: „Ich bin einfach hingegangen; meine Augen haben mir gesagt, was los war; mein gesunder Menschenverstand hat mir gesagt, was zu tun ist, und dann habe ich das Richtige getan.“

Julius Cäsar hat nicht tagelang in seinem Feldherrnzelt gesessen und überlegt: „Ich weiß ja gar nicht, wo Pompeius mit seinen sieben Legionen jetzt steht, weil ich ja gar nicht weiß, welche Straße er genommen hat. Vielleicht ist er nach Norden auf die Via Cassia gezogen. Dann hätte er schon die etruskischen Vorberge erreicht. Das wäre schlecht für mich. Wenn es zur

Schlacht käme, stände er oben, ich unten. Es wäre aber auch möglich, dass er nach Nordosten auf die Via Salaria gezogen ist. Das könnte ja auch sein. Das wäre für mich besser. In dieser Himmelsrichtung hängen dicke Regenwolken. Da könnte es geregnet haben. Dann wäre er noch nicht weit gekommen. Dann könnte ich ihn noch in der Ebene erreichen. Das wäre für die Schlacht viel günstiger. Vielleicht hat er aber ja gemerkt, dass er auf der Via Salaria nicht schnell weiterkäme, hat es sich anders überlegt und versucht, doch auf die Via Cassia zu kommen und auf der weiterzuziehen. Dann stünde er jetzt irgendwo im Gebiet zwischen den beiden Straßen. Möglicherweise ist Pompeius aber ja auch gar nicht nach Norden oder Nordosten gezogen. Vielleicht hat er die Via Appia nach Süden genommen. Leider weiß ich das alles überhaupt nicht. Und solange ich nichts genaues weiß, tu ich am besten gar nichts, schicke erst mal in jede Richtung ein paar Späher los, die mir dann sagen werden, wo Pompeius tatsächlich steht, und warte ab, bis ich es wirklich weiß.“

Das hat Cäsar aber nicht getan. Er hat sich gesagt: „Wahrscheinlich ist Pompeius auf der Via Cassia nach Norden gezogen, weil er sich davon einen strategischen Vorteil versprochen hat. Ich ziehe ihm jetzt möglichst schnell hinterher, damit ich ihn noch einhole, bevor er sich in den Hügeln verschanzen kann.“

Cäsar hat nicht gewartet. Er ist einfach losgezogen, im Vertrauen auf seine Augen und seinen gesunden Menschenverstand. Und seine militärischen Erfolge beruhen zu einem großen Teil darauf, dass er nicht gewartet hat. Dass er schon da war, als der Gegner ihn noch gar nicht erwartete, noch gar nicht mit ihm rechnete.

Wer berät langen Rat,
kommt zu spät mit der Tat.

Wer geschwind sich besinnt und beginnt,
der gewinnt.

(aus dem Unterricht der Freien Waldorfschulen)

Folge dem Fluss!

Stell dir vor, liebe Leserin, du bist lange Zeit durch einen Wald gelaufen, an Wegkreuzungen manchmal rechts, manchmal links abgebogen! Als du schließlich umkehren willst, merkst du, dass du nicht mehr weißt, wo du bist. Du hast dich verlaufen.

Du schaust dich um und siehst in der Nähe einen Holzfäller bei seiner Arbeit. „Den könnte ich ja fragen, der kennt sich ja sicher aus in diesem Wald“, fällt dir ein. Doch du verwirfst diesen Gedanken wieder. Du willst deinen Weg zurück alleine finden, versuchst, dich an jeder Wegkreuzung zu erinnern, von wo du gekommen bist. Leider führt das nur dazu, dass du nach zwei Stunden wieder denselben Waldarbeiter siehst, nur aus einer anderen Richtung. Diesmal entscheidest du dich, zu fragen.

Zu deiner Enttäuschung antwortet der Waldkundige:
„Ich könnte dir natürlich einen Weg beschreiben. Doch es wäre zu schwierig, ihn im Kopf zu behalten. Du würdest dich wieder verlaufen.“

„Aber was soll ich denn sonst machen?“

„Siehst du das Rinnsal da drüben? Folge ihm! Es wird zu einem Bach, zu einem Fluss. Irgendwann fließt der aus dem Wald heraus, führt dich in ein Dorf. Menschen bauen ihre Häuser ja gerne an Flüssen.“

Und dort wird man dir sagen können,
wie du nach Hause findest.“

Einfach machen

Es war einmal ein Löwe, der lebte im Wald. In diesem Wald gab es auch ein Wasserloch mit wunderbar frischem Wasser. Das war der Lieblingsplatz des Löwen; hier lag er besonders gern. Da in diesem Wald immer Wind wehte, war das Wasser immer in Wellen, und nie spiegelte sich etwas in diesem Wasser.

Eines Tages ging der Löwe auf die Suche nach Beute. Weil ihn das Jagdfieber packte, merkte er gar nicht, dass er den Wald verließ und in die Wüste lief. Erst als er schon zu weit von seinem Wasserloch entfernt war, spürte der Löwe einen starken Durst. Doch er roch, dass es auch ganz in der Nähe Wasser gab. Er lief deshalb in diese Richtung und sah auch schon bald einen kleinen See, tiefblau, ohne Wellen, spiegelglatt. Der Löwe freute sich schon darauf, das frische Wasser zu schlürfen, doch als er seinen Kopf über den Uferand streckte, sah er einen anderen Löwen und erschrak. Er lief zurück zu einem Platz im Schatten, wollte sich einen Moment ausruhen, weil er dachte: „Ich warte einfach ab. Irgendwann wird der Andere ja weg gehen, und dann kann ich trinken.“

Aber als er nach einiger Zeit zum zweiten Mal versuchte, seinen Durst zu löschen, war der Andere immer noch da. Enttäuscht schlich der Löwe zu seinem Schattenplatz zurück. Als er wieder da lag, begann er, sich über sich selbst zu ärgern, sich selbst mit Vorwürfen fertig zu machen.

Irgendwann geschah es - irgendwie, dass dieser Ärger sich wieder nach außen richtete, auf diesen unverschämten anderen Löwen, und er rannte auf den See zu, um ihn zu verjagen. Er riss das Maul möglichst weit auf und brüllte, so laut er konnte. Doch der andere Löwe riss das Maul genauso weit auf

und brüllte genauso laut zurück. Er trottete also zu seinem Platz zurück und war jetzt ratlos und hilflos.

Der starke Durst zwang ihn, es trotzdem ein viertes Mal zu versuchen. Dieses Mal starrte ihn ein verängstigter Löwe an. Damit hatte er nun gar nicht gerechnet, das brachte ihn völlig durcheinander.

Zermürbt von all diesen gegensätzlichen Gefühlen - Hoffnung und Enttäuschung, Ärger und Angst - und verwirrt durch die widersprüchlichen Erfahrungen, geriet der Löwe schließlich in einen Gemütszustand, in dem er nichts mehr zu verlieren hatte, ihm alles egal war und er sowieso nicht mehr wusste, was günstig oder ungünstig, richtig oder falsch war.

In einer solchen Stimmung raffte er sich doch noch einmal zu einem letzten Versuch auf und schlenderte mit einer merkwürdigen Gelassenheit auf den See zu. Zu seiner Verwunderung hörte er in sich eine Stimme, die sagte:

Ich mach es einfach, mach es einfach.

Ich bin einfach, bin einfach.

Der Löwe kam an das Ufer, streckte den Kopf über das Wasser, achtete gar nicht mehr auf den anderen Löwen und trank einfach. Sein Schlürfen brachte das Wasser in Bewegung, es warf Wellen, und es war kein anderer Löwe mehr da.

(frei nach Bernhard Trenkle, die Löwen-Geschichte)

Einfach machen ist einfach machen;
etwas einfach machen, sich einfach machen.
Einfach machen bedeutet, zu sehen,
dass etwas einfach ist, dass ich einfach bin,
dass ich einfach bin.

Dem Lieben folgen

„Ich will dem folgen, den ich liebe.

Ich will nicht fragen, was es mich kostet“,
sagt ShenTe, der „gute Mensch von Sezchuan“
(bei Brecht).

Sie sagt nicht:

„Ich will dem folgen, der mich liebt,
solang' es mich nichts kostet,
nicht zu viel kostet.“

Folge dem, was du liebst!

Nimm in Kauf, dass es was kostet!

Feilsche nicht darum, wie viel es dich kostet!

Sei keine Krämerseele,

eng-herzig rechnend,

kleinlich besorgt um die Höhe des Preises!

Sei rückhaltlos frei-giebig!

Sei frei durch Geben!

Sei frei-mütig großzügig einfach bereit,

für das, was sich lohnt,

den Preis zu bezahlen,

wenn du gewinnst,

auch was zu verlieren!

Kommentar:

„Alles Lebendige ist ein Gehorchendes.

Dem wird befohlen, der nicht sich selbst gehorchen kann.“

(Friedrich Nietzsche)

Gehorche dem, was du liebst! Gehorche deinem Lieben!

Du bist, was du liebst. Du bist dein Lieben.

Wenn du dem folgst, den (die) du liebst, was du liebst,
gehörst du dir selbst, deinem eigenen Gesetz.

Wenn du dem folgst, der dich liebt,

krampfhaft versuchst, geliebt zu werden -

häufig erfolglos trotz allen Bemühens -

gehörst du - ohnmächtig abhängig - einem fremden Gesetz.

In der Erzählung „Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran“ von Eric-Emmanuel Schmitt klagt der dreizehnjährige Momo seinem Freund, dem alten Kolonialwarenhändler Ibrahim, sein Leid wegen seiner unglücklichen Verliebtheit zu Myriam, einem vielbegehrten gleichaltrigen Mädchen:

Ich habe ihm von Myriam erzählt, habe ihm alles Mögliche über sie erzählt, bloß um zu vermeiden, über meinen Vater zu reden. Nachdem sie mich in ihren Hofstaat von Verehrern aufgenommen hatte, fing sie an, mich als ihrer nicht würdig zurückzuweisen.

„Das macht gar nichts“, sagte Monsieur Ibrahim. „Deine Liebe zu ihr gehört dir. Die kann dir keiner nehmen. Auch wenn sie sie nicht annimmt, kann sie daran nichts ändern. Ihr entgeht nur was, das ist alles. Was du verschenkst, Momo, bleibt immer dein Eigen, was du behältst, ist für immer verloren!“ (S. 57)

Geliebt zu werden macht es leichter, auch zu lieben.

Doch füllt geliebt zu werden dich nicht aus.

Erst wenn du selber liebst, machst du dich glücklich.

Und eigenes Lieben, das genügt zum Glück.

Rapunzel und der Lindwurm

Der Lindwurm haust in einem Turm
gemeinsam mit Rapunzel.

Sie leben dort fast ohne Licht
mit nur ner schwachen Funzel.

Rapunzel sagt: „Ich bin es leid,
ich will weg von hier geh'n.“

Der Lindwurm aber gähnt nur lang
und sagt: „Wir werden seh'n.“

Rapunzel sagt: „Ich trau mich nicht
alleine in die Welt.

Ich habe Angst, fühl' mich dort fremd,
und hab' ja auch kein Geld.“

Der Lindwurm aber gähnt nur lang
und sagt: „Hier ist 's doch schön.
Ich weiß ja nicht, ob es sich lohnt,
raus in die Welt zu geh'n.“

Sie hausen immer noch im Turm,
zu zweit, fast ohne Licht.
Rapunzel traut sich nicht allein.
Der Lindwurm will gar nicht.

Kommentar:

Jeder Weg beginnt mit einem ersten Schritt.

Manchmal - wenn die Umstände günstig sind -
ergibt der sich fast von alleine, geschieht fast von selbst.

Und meistens - unter weniger glücklichen Bedingungen -
muss man sich zu diesem Schritt entscheiden,
manchmal sogar etwas in sich überwinden.

Und manchmal muss man diesen ersten Schritt alleine machen,
weil der Andere nicht mit-geht.

Doch bin ich wirklich, bleibe ich wirklich allein
auf meinem Weg?

Mein Weg: nach, mit und vor Anderen

„Es gibt auf der Welt einen einzigen Weg,

welchen niemand gehen kann außer dir.

Frage nicht, wohin er führt!

Geh ihn!“

Irgendwann, irgendwo habe ich mal diesen Spruch von Friedrich Nietzsche gelesen. Und war sofort von ihm beeindruckt. Er schmeckte nach mutiger Freiheit und entschlossener Verantwortung für das eigene Leben. Und doch spürte ich sofort, dass er einseitig war, dass ihm etwas fehlte. Er schmeckte auch nach schmerzvoller Getrenntheit und unglücklicher Einsamkeit. Und ich suchte nach ergänzenden Worten, die den Nietzsche-Spruch vollständig machen würden. Irgendwann habe ich als Antwort auf mein suchendes Fragen folgende Worte gefunden:

Ich gehe den Weg,
den nur ich gehen kann,
weil nur ich zu dieser Zeit an diesem Ort stehe.

Doch ich gehe den Weg nicht allein.

Es gibt andere,
die vor mir gehen,
die mir den Weg bahnen und ebnen.

Und es gibt andere,
die neben mir gehen,
die mit mir gehen.

Und es gibt andere,
die nach mir kommen,
denen ich den Weg bahne und ebne.

Ich gehe den Weg,
den nur ich gehen kann -
nach, mit und vor Anderen.

Ich gehe den Weg nicht allein.

Und immer bin nur ich auf meinem Weg,
weil nur ich zu dieser Zeit an diesem Ort stehe.

Ja, ich will

(Auch)

Ich will,
dass es neben Geraden
auch Kreise und Spiralen gibt.

Ich will,
dass es nicht nur den Hauptweg,
auch Nebenweg und Umweg gibt,

und dass es außer Baumalleen
auch Heckenlabyrinth gibt,

neben der schnellen Römerstraße,
die schnurgerad' zum Ziele führt,

den schmalen Treidelpfad, gezwungen,
des Flusses Windungen zu folgen,

und auch die Gasse, die verleitet
zum Wein in urigen Tavernen.

Denn alle Wege führen letztlich -
der eine früh, der andere spät - ,
als Kreis, Gerade und Spirale,
doch irgendwann zum selben Ort,

der für uns stimmt
und wo wir hingehören,
weil wir für ihn bestimmt sind
und er uns gehört.

Der Weg:

Suchen - finden -

verlieren - wiederfinden

Wo ist das Gold?

„Babylon Berlin“:

Auf dem Berliner Güterbahnhof steht ein Zug
mit hochbrisanter Fracht:

Giftgas, geschmuggelt für die illegale Schwarze Reichswehr.
In einem der Waggons jedoch soll etwas anderes liegen: Gold.

Der russische Geheimdienst ist hinter ihm her und die Mafia.

Aber keiner weiß: In welchem Wagen ist das Gold?
Außer eine. Die, die es weiß, vertauscht die Wagennummern.

Die „Goldjäger“ finden zunächst nur das tod-bringende Gas.

Nach vielem Hin und Her werden sie schließlich doch fündig -
gleichzeitig, gemeinsam und gegeneinander.
Im Inneren eines Kessels liegen anscheinend Goldbarren.

Doch was Gold zu sein scheint, ist nur Kohle, dünn vergoldet.

Enttäuscht-wütend schleudert der sowjetische Botschafter einen der vergoldeten Kohleziegel gegen die rußgeschwärzte Wand des Waggons.

Der Wurf hinterlässt auf dem Kessel eine Schramme, die goldfarbig aufleuchtet.

Der Werfer sieht es nicht.

Vielleicht sieht er es auch, gibt ihm aber keine Bedeutung - oder eine falsche.

Wenn er es sähe und richtig deutete, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Ihm leuchtete plötzlich ein:
Das Gold ist nicht im Kessel.
Das Gold ist der Kessel.

„Wo ist das Gold?“

„Nicht da, wo du es suchst.

Wo du es suchst, ist es nicht da -
doch vielleicht dicht daneben.

Es liegt nicht einfach offen auf der Straße,
auch nicht in dem, was glitzert und was glänzt.

Was du für reines Gold hältst,
ist oft nur hohler Schein.

Was wie Gold aussieht außen,
kann innen Kohle sein.

Das Gold, es ist vielleicht von Ruß und Pech verdeckt.

Es ist vielleicht in Müll und Dreck versteckt.

Es liegt nicht im Gewinn, den du verbissen suchst.

Es liegt vielleicht in dem,
was du verbittert als Verlust verbuchst.“

PS:

„Im Elend stirbt der Alchimist.
der Dumme findet Gold im Mist.“

(aus „Senator-Rätsel“, Nr. 265)

Besuch beim alten Weisen

Zu einem Alten, der des Zaubers mächtig,
kommt nachts ein Mann, mit Gütern reich gesegnet.

Der Alte fragt: „Warum kommst du zu mir?

Du hast doch alles. Was könnt' ich dir geben?

Du hast doch Kupfer, Silber und auch edles Gold.

Was fehlt dir denn? Warum bist du nicht glücklich?

Du hast doch Wasser. Warum bist du durstig?

Du hast doch Brot. Warum bist du nicht satt?“

„Was ich nicht habe, ist der Stein des Weisen,
der reines Gold aus jedem Stoff erschafft.

Was ich nicht habe, ist das Lebenswasser,
das dem, der trinkt, den Durst für immer stillt.

Ich bin zufrieden, doch das reicht mir nicht.

Ich such' das Glück, das währt für alle Zeit.

Das Leben wird erst wunderbar durch Wunder.

Und erst durch Zauber wird es zauberhaft.“

„Das, was du wünschst, das kann ich dir nicht geben.

Es liegt im Land, wo Zaubern nichts vermag.

Es gibt nur einen Menschen, dem das möglich ist.

Das bist du selbst, es liegt in deiner Macht.

Kein Anderer kann dir Stein und Wasser schenken.

Du musst sie selbst erschaffen, ganz aus eigener Kraft.“

Das andere Ufer

Es war einmal ein Sammler, der sammelte allerlei Seltsamkeiten aus fernen Ländern. Er sammelte auch alltägliche Dinge, aber dann hatten sie einen besonderen Sinn und ihre besondere Geschichte. Diese Geschichte der Dinge verstand der Sammler zu lesen wie wenige es verstehen, denn es ist keine leichte Kunst. So saß er Tage und Nächte unter all seinen Seltsamkeiten und las ihre Schicksale, und er wusste, dass es Menschenschicksale waren, die daran hingen. Wie ein breiter Fluss flutete das arme verworrene Menschenleben um ihn herum, er stand an seinem Ufer und schaute mit erkenntnisreichen Augen, wie Welle um Welle an ihm vorüberzog.

Aber er wusste auch, dass ihm noch etwas fehlte: Er wusste, dass das menschliche Leben, in dem er so viel gelesen hatte, nicht nur das eine Ufer haben konnte, auf dem er stand und es betrachtete. Er wusste, dass es auch ein anderes Ufer haben musste, und das andere Ufer suchte er - wie lange schon! Aber er hatte es nicht gefunden. Einmal aber hoffte er es bestimmt zu finden. Er suchte in allen Läden der Städte, ob er nicht ein Ding finden würde, das ihm etwas vom anderen Ufer erzählen könne. Er war ja sein Leben lang ein Sammler und Sucher gewesen und hatte viel Geduld gelernt.

So kam er einmal in einer fernen Stadt im Süden in einen sehr merkwürdigen Laden. Der Laden war ein richtiger Kramladen des Lebens, denn es waren wohl alle Dinge darin vertreten, die man sich im menschlichen Leben nur denken konnte, von den seltensten Kostbarkeiten herab bis zu den geringsten Alltäglichkeiten. Und alle Dinge hatten, so wie es sich gehört, ihre eigene Geschichte.

Der Sammler besah sich alle die vielen Dinge mit großer Sachkenntnis. Manches gefiel ihm sehr und manches hätte er gerne gekauft, aber irgendwie erinnerte es ihn doch an etwas, was er schon einmal erworben hatte. „Dies ist wohl die seltsamste Sammlung der Dinge vom menschlichen Leben, die ich je gesehen habe“, sagte der Sammler, und da der Händler ihm kein gewöhnlicher Händler zu sein schien - denn er hatte etwas Stilles und Feierliches in seinem Wesen - so fragte er ihn, ob er nicht etwas habe, was ihm vom andern Ufer erzählen könne. Der Händler war auch wirklich kein gewöhnlicher Händler. Er wusste zu gut, wie viel Leid und Tränen manche Dinge, die die Menschen bei ihm um teuren Preis erstanden, denen bringen mussten, die sie mit einer Inbrunst erwarben, als hinge ihr ganzes Leben davon ab. Es kam nicht oft vor, dass einer den richtigen Gegenstand bei ihm verlangte. Als nun der fremde Sammler den Händler nach dem anderen Ufer fragte, da lächelte der Händler und reichte ihm eine kleine Lampe von unscheinbarer Form, doch von sehr sorgfältiger Arbeit. Die Lampe aber brannte schon mit einer schönen bläulichen Flamme und brauchte nicht erst entzündet zu werden. „Diese Lampe stellt man nirgends aus“, sagte der Händler, „man gibt sie nur denen, die nach dem anderen Ufer fragen.“ - „Erzählt mir denn diese Lampe etwas vom anderen Ufer?“, fragte der Sammler und betrachtete die Lampe mit aufmerksamen und erstaunten Blicken, denn er hatte so etwas noch nicht in seiner Sammlung und er hatte es bisher auch nirgends gesehen. „Vom anderen Ufer darf dir die Lampe nichts erzählen“, sagte der Händler, „zum anderen Ufer musst du selber wandern, aber die Lampe wird dir leuchten und dir den Weg zum anderen Ufer weisen.“ Da dankte der Sammler dem Händler und fragte ihn, was er ihm für die Lampe zu zahlen habe.

„Ich habe viele Gegenstände in meinem Laden, die man um billigen Preis erstehen kann“, sagte der Händler, „ich habe auch manche darunter, die um ein Königreich nicht zu haben sind. Aber die kleine Lampe, die du in der Hand hast, kostet nichts für den, der nach dem anderen Ufer fragte. Es ist deine eigene Lampe und es ist eine ewige Lampe - und sie wird dir den Weg zum anderen Ufer weisen.“

Da wurde der Sammler ein Wanderer. Er ließ alle die vielen seltsamen Dinge, die er bisher gesammelt hatte, hinter sich und wanderte dem Licht seiner ewigen Lampe nach, das andere Ufer zu suchen. Er sah viel Schönes auf seinem Wege, das er früher nicht gesehen hatte. Er sah, wie die Steine sich regten und formten, er schaute in die Träume der Blumen und er verstand die Sprache der Tiere. Allmählich aber wurde der Weg des Wanderers immer einsamer und verlassenener, er stand allein in einer Einöde und vor sich erblickte er sieben steile, felsige Berge.

Die Lampe warf ihren Lichtschein auf seinen Weg und sie zeigte ihm an, dass er alle die sieben Berge besteigen müsse. So bestieg er alle sieben Berge und von jedem Berge hoffte er, das andere Ufer zu sehen, aber er sah es nicht. Ein eisiger Neuschnee lag auf allen sieben Gipfeln. Mitten aber im Schnee blühte eine rote Rose, leuchtend wie ein Rubin. Die pflückte der Wanderer und nahm sie mit sich auf den Weg. Als er nun alle sieben Berge bestiegen hatte und sich ihre sieben Rosen zum Kranz geholt hatte aus dem eisigen Neuschnee der Gipfel, da stand er vor einem dunklen Tor. Der Torhüter trat auf ihn zu und fragte ihn, was er wolle.

„Ich suche das andere Ufer“, sagte der Wanderer. „Was führst du mit dir auf deinem Weg?“, fragte der Torhüter. „Sieben rote

Rosen und meine ewige Lampe“, sagte der Wanderer. Da ließ ihn der Torhüter in das dunkle Tor eintreten. „Es ist ein langes und dunkles Tor“, sagte der Torhüter, „du musst bis an sein Ende gehen, dann kommst du an das Meer der Unendlichkeit.“ - „Ich will nicht an das Meer der Unendlichkeit“, sagte der Wanderer, „ich suche das andere Ufer. Das Meer der Unendlichkeit aber ist uferlos.“ – „Du musst warten, bis die Sonne aufgeht, dann wirst du das andere Ufer sehen“, sagte der Torhüter.

Da ging der Wanderer durch das lange dunkle Tor hindurch und setzte sich am Meer der Unendlichkeit nieder, denn er war sehr müde geworden von seiner Wanderung. Das Meer der Unendlichkeit brandete zu seinen Füßen und über seinen wilden Wellen und dem einsamen Wanderer an seinem Gestade stand die gestirnte Nacht. Der Wanderer aber wartete und wachte bei seiner ewigen Lampe die ganze Nacht, und es war eine so lange Nacht, dass er dachte, sie wolle gar kein Ende nehmen.

Endlich verblassten die Sterne, die brandenden Wellen wurden still und klar und über ihnen ging die Sonne auf. Im Licht der aufgehenden Sonne aber tauchte eine leuchtende Insel mitten aus dem Meer der Unendlichkeit empor. Da erkannte der Wanderer, dass es das andere Ufer war, das er gesucht hatte. Über das dunkle Tor kam eine Taube geflogen und zeigte dem Wanderer den Weg zur Insel und er schritt über das Meer der Unendlichkeit so sicher wie auf klarem Kristall hinüber zum anderen Ufer.

Vom anderen Ufer aber darf ich euch nichts weiter erzählen, so wenig als es die Lampe getan hat.

Zum anderen Ufer muss ein jeder selber wandern im Licht seiner eigenen ewigen Lampe.

Denn das Märchen vom anderen Ufer
ist ein Märchen der Wanderer.

(Manfred Kyber, Märchen und Tiergeschichten)

Ein Anderer kann mir vielleicht einen Hinweis geben, welchen Weg ich wählen muss, um den „Stein der Weisen“ und das „Wasser des Lebens“ zu finden. Er kann als Weiser ein Weg-Weiser sein. Er kann mir vielleicht, als Antwort auf meine Frage, die Lampe zeigen, die mir den Weg beleuchtet - meine eigene Lampe, die der Künstler nur für mich geschaffen hat, schon vor aller Zeit, die die ganze Zeit nur auf meine Frage gewartet hat, um mir bereitwillig dienen zu können auf dem Weg, die ich selbst alleine jedoch nicht als mein für mich bestimmtes Eigentum erkennen konnte. Doch ein Anderer, auch wenn er ein Zauberer und Weiser ist, kann den Weg nicht für mich gehen. Das kann nur ich selbst, muss ich selbst.

Der Leuchtturm

(Auch wenn ich ihn nicht seh')

Mein Leuchtturm ist verschwunden,

der mir stets Führer war.

Ich stolper' dennoch weiter.

Wohin ist mir nicht klar.

Ist er - vom Sturm entwurzelt -

versenkt ins graue Meer?

Als wäre ich betrunken,

taumel ich hin und her.

Der Leuchtturm steht noch immer

an seinem alten Ort.

Kein Blitz hat ihn getroffen,

kein Wind wehte ihn fort.

Ich kann ihn nur nicht sehen

aus diesem tiefen Tal,

in das ich mich verirrte

durch eine falsche Wahl.

Der Leuchtturm steht noch immer

da, wo er hin gehört.

Ich kann ihn nur nicht sehen –

von Fieberwahn verstört.

Ich kenn ja noch die Stelle,

an der er immer stand,

auch wenn ich ihn nicht sehe

durch dichte Nebelwand.

Wenn ich in diese Richtung
trotz allem weitergeh',
dann werde ich ihn finden,
auch wenn ich ihn nicht seh'.

Sonne und Mond

Die Sonne scheint nicht nur am wolkenlosen Himmel.

Auch hinter Wolken scheint verdeckt die Sonne.

Rund ist der Mond nicht nur als Vollmond.

Der Mond ist rund, auch wenn ich es nicht seh'.

Die Sonne scheint nicht nur am lichten Tag.

Auch in der dunklen Nacht scheint anderswo die Sonne.

Der Flaneur

In früheren Zeiten gab es den Flaneur -
bei Marcel Proust, Franz Hessel, Walter Benjamin.
Der ließ sich ziellos durch die Großstadt treiben,
Rues de Paris und Straßen von Berlin.

Wer ein Flaneur ist, der ist kein Akteur.

An allem, was ihm auffällt, ist er interessiert,
schaut zu, beobachtet, auch manchmal als Voyeur.
Jedoch, er greift nicht ein, er ist nicht engagiert.

Es sagt ihm vieles was, doch er spricht selbst nicht an.
Er will auch gar nicht angesprochen werden,
gibt Antwort keiner Frau, fragt weder Kind noch Mann,
will nur genießen, was es gibt auf Erden.

Wer so durchs Leben geht, geht keinen Weg.

Wer nur erlebend bleibt - in sich - , dreht sich im Kreis.

Er schaut sich um im Kramladen des Glücks,

doch kauft er nichts, das hätt' ja einen Preis.

Zwischen Wegen

Ich bleibe unentschlossen
zwischen den Wegen steh'n.
Ich will mich nicht entscheiden.
Welchen soll ich nun geh'n?

Für jeden spricht so vieles.
Für keinen spricht genug.
Wenn ich mir einen wähle,
fürchte ich Selbstbetrug;

fürchte, ich wähl' nicht richtig,
wähl' nicht den richtigsten.
Doch ist es denn so wichtig,
zu geh'n den wichtigsten?

Ruhe ich auf der Liege,
steig' noch mal in den Ring?
Ich kann es selbst nicht finden.
Frage ich das I Ging?

Kann ich nicht einfach weg-los
durch Blumenwiesen geh'n?
Solange ich noch laufe ,
bleibe ich doch nicht steh'n.

Lass' ich mich einfach treiben,
wohin mich zieht der Sinn?
wo 's schön ist, einfach bleiben;
Es reicht doch, wo ich bin.

Ich kann mich nicht entscheiden,
muss es vielleicht auch nicht,

will nur nicht schaffen Leiden,
mich bringen vors Gericht.

Wenn ich das kann vermeiden,
ist jeder Weg zu geh'n,
führt mich nicht ins Verderben,
ist richtig und ist schön.

Wenn man nirgendwo hin geht,
ist jeder Weg der richtige.
(Ikkyù)

Und:

Kein Wind weht günstig dem,
der nicht weiß, wohin er segeln will.

Falsche Wege

Solang' ich falsche Wege geh',
weiß ich: „Ich kann noch geh'n.
Gelähmt sind meine Füße nicht.
Sonst blieben sie ja steh'n."

Solang ich falsche Dinge tu,
weiß ich: „Ich kann was tun.
Gefesselt sind die Hände nicht.
Sonst müssten sie ja ruh'n."

Das Körperschiff

Einen Körper zu haben, auch ein Körper zu sein, das bedeutet:
„Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff“ (Udo der Ältere).

Das Schiff wird vielleicht in einem Sturm schwer beschädigt.

Das Schiff läuft vielleicht auf ein Riff.

Dann liegt es in der Werft.

Dann muss es repariert werden.

Meistens kann es auch repariert werden.

Dann fährt es wieder.

Dann ist wieder alles im Griff.

Dann ist „mal wieder alles klar auf der Andrea Doria“.

(Udo der Jüngere)

Irgendwann kann es nicht mehr repariert werden.

Irgendwann ist es ein Wrack.

Irgendwann wird es sinken.

Das ist sicher.

Doch bis dahin fährt es.

Bis dahin ist wieder alles klar auf dem Schiff,

ist immer mal wieder alles im Griff.

Daher:

„Volldampf voraus auf das nächstbeste Riff“ (Udo der Ältere)

(Zitate von Udo Jürgens und Udo Lindenberg)

Noch jung, schon alt

Wenn du noch jung bist,
Halb-Marathon läufst,
an einem halben Tag - mal eben -
den ganzen Garten umgräbst,
sagst du vielleicht zu deiner Freundin:
„Wir müssen doch gar nicht den Bus nehmen.
Die kurze Strecke können wir doch laufen.“

Doch wenn du keine Zeit hast,
weil du so viel zu tun hast,
dann sagst du vielleicht auch:
„Müssen wir denn laufen?
Wir können doch den Bus nehmen.
Das geht schneller.“

Wenn du schon älter bist,
nicht mehr Halb-Marathon läufst,
den Garten jetzt ein Jugendlicher umgräbt,
du darauf achten musst, dass du nicht Fett ansetzt,
weil du den ganzen Tag fast nur noch rumsitzt,
sagst du vielleicht zu deiner Frau:
„Müssen wir denn den Bus nehmen?
Wir können doch ein bisschen laufen.
Etwas Bewegung wird uns gut tun.“

Und wenn du wirklich alt bist,
sagst du zu deiner Frau:
„Wir können diese Strecke nicht mehr laufen.
Wir müssen doch den Bus nehmen.“

Kommentar:

Folgende Klage wird (mal wieder) Goethe zugeschrieben:

Gerne der Zeiten gedenk' ich,

da alle Glieder gelenkig -

bis auf eins.

Doch die Zeiten sind vorüber,

steif geworden alle Glieder -

bis auf eins.

Vielleicht macht dieser körperliche Abbau und Verfall aber auch nicht mehr viel, weil sich die **Wertschätzung der Ehefrau** im Laufe der Jahre folgendermaßen verändert hat:

Mit 30, kurz nach der Heirat :

Überschwänglich: „Darf ich Ihnen meine Frau vorstellen?“

10 Jahre später:

Nüchtern-kühl: „Darf ich vorstellen? Meine Frau!“

10 Jahre später:

„Können Sie sich das vorstellen? Das ist meine Frau!“

noch 10 Jahre später:

„Stellen Sie sich doch bitte vor meine Frau!“

Nun, diese Schilderung, wie sich die Haltung gegenüber der Partnerin im Laufe der Zeit entwickelt, habe ich mal von einem Kabarettisten gehört, der im Hauptberuf Jesuitenmönch war.

Der hat - scherzhaft oder wirklich ernst gemeint - mit dieser Veränderung der Einstellung das Zölibat begründet.

Etwas Ähnliches spricht wohl auch Frank Baer
in seinem historischen Roman „Die Brücke von Alcantara“ an:

Der Dichter Abu Dulama trat vor al Chaizuran hin, die erhabene
Herrin, die Gemahlin des großen Kalifen Harun ar Rashid,
und sagte:

„O Herrin, ich bin ein alter Mann, wenn du mir Gutes tust,
wirst du dir großen Lohn erwerben.“

„Was willst du?“, fragte sie.

Er verbeugte sich und sagte:
„Schenk mir eine deiner Sklavinnen, o Herrin!

Ich brauch’ etwas, was nett ist,
was lieb zu mir im Bett ist;

denn meine Frau ist alt,
wo sie heiß war, ist sie kalt,

wo sie glatt war, ist sie faltig,
und ihr Hintern ist gewaltig.“

Al-Chairuzan antwortete lachend:
„Ich werde deinen Wunsch erfüllen.“

Die Geschichte geht noch interessant und spannend weiter.
Aber das kannst du, lieber Leser, ja selber lesen (auf Seite 120
der Taschenbuchausgabe aus dem Goldmann-Verlag,
wenn die Ausgabe nicht inzwischen vergriffen ist). Ich kann dir
diesen historischen Roman nur wärmstens empfehlen.

Er ist einer der besten, den ich kenne.
Er vermittelt ein sehr schönes Bild davon,
wie die Gläubigen der drei abrahamitischen Religionen,
der jüdischen, christlichen und islamischen,
im Spanien des späten 11. Jahrhunderts zusammen -
und gegeneinander - gelebt haben.

Dass solche Bemühungen auch schief gehen können,
zeigt folgender Witz:

Ein 60jähriger Mann, verheiratet mit einer ebenfalls 60jährigen
Frau, begegnet einer Fee, die ihm die berühmte Feenfrage
stellt: „Wünsch dir was! Ich werde es dir geben.“

Der Mann sagt: „Dann wünsche ich mir
eine 30 Jahre jüngere Frau.“

Die Fee sagt: „Gut, dann bist du jetzt 90.“

Gott sei Dank gibt es ja auch andere Entwicklungen.

Gott sei Dank gibt es ja auch noch Männer,
die das alte (chinesische?) Sprichwort beherzigen:

Eine schöne Frau ist eine kurze Zeit lang gut.
Eine gute Frau ist ein Leben lang schön.

Und ein rührendes Beispiel dafür,
dass liebevolle Wertschätzung zwischen Mann und Frau
bis ins hohe Alter erhalten bleiben kann,
gibt Reinhard Mey in seinem Lied „Jahreszeiten“:

Ich mag die beiden gern am Dahlienbeet in ihrem Garten
im herbstlichen Nachmittagslicht die Blumen hegen seh'n.
Wie sie - bedächtig arbeitend - die Dämmerung erwarten,
die Schürze überm Arm, wenn 's kühl wird, in die Stube geh'n.
Bald dringt ein Lichtschein durch die Zweige,
die im Herbstwind schwanken,
so friedlich wie Erntefeuere in die Nacht hinaus.
Ich ahn' sie beieinandersitzen, seh' sie in Gedanken,
die beiden alten Leute in dem stillen Haus.

Die Jahreszeiten eines Lebens
haben die zwei vorüber geh'n seh'n.
Die Zeit zu säen, die Zeit zu ernten,
ohne die Zeit, sich auch nur einmal um zu dreh'n.

Die Zeit hat ihre Schritte nun langsamer werden lassen,
und ihre Gesten zögernd beinah', unsicher und schwach.
Wenn sie einander stützen und sich helfend unterfassen,
ihr Gang mag müd' geworden sein, ihr Blick ist doch hellwach
und immer voller Zärtlichkeit füreinander geblieben,
und mehr denn je ein Weg, sich wortlos zu versteh'n.
Ich glaub', die Zeit lässt Menschen, die einander so lang lieben,
so ähnlich fühlen, dass sie sich einander ähnlich seh'n.

Die Jahreszeiten eines Lebens
haben die beiden zusammen erlebt.
So haben sich längst die Schicksalsfäden
der beiden zu einem einzigen Band verwebt.

Es sind die Sorgen und die Freuden vergangener Jahre,
Geschichten, die man in ihren Gesichtern lesen kann.
Manch Kummer und manch Ärger sorgten für die weißen Haare;
und ganz gewiss hatten wir Kinder uns'ren Teil daran.

Die Kinder sind nun auch schon lange aus dem Haus gegangen,
haben mit ihren Kindern alle Hände voll zu tun.

Die beiden steh'n allein, so hat es einmal angefangen.

Hier hat ihr Leben sich erfüllt, hier schließt der Kreis sich nun.

Die Jahreszeiten eines Lebens,

sah'n manchen Wunsch in Erfüllung geh'n.

Nun bleibt der sehnlichste noch von allen,

die Zeit des Rauhreif's miteinander noch zu seh'n.

Most, Rost und Frost

Lang ist es her, da war ich frischer Most,

noch rohes Eisen in des Feuers Glut.

In diesen Jahren, da ging ab die Post.

Mir fehlte der Verstand, doch nicht der Mut.

Jetzt sagt mein Bauch mir: „Änder' deine Kost!

So viel zu essen, das ist nicht mehr gut.

An altem Eisen frisst zu schnell der Rost,

wenn man nur sitzt, nicht aufsteht und was tut.“

Und irgendwann muss ich wohl schließlich sagen:

„Game over, paradise is lost.“

Doch hab' ich keinen Grund, das zu beklagen.

Im Winter gibt es nun mal Kälte, Eis und Frost.

Rosten, rasen, rasten

besser abhauen als hauen

lieber kratzen als abkratzen

besser saufen als absaufen

lieber einen Hasen, den es gibt, nicht seh'n,

als einen Hasen seh'n, den es nicht gibt

besser rasen als rosten

lieber rasten als rasen

besser mit-denken als nach-denken

lieber vor-denken als mit-denken

lieber das Leben annehmen als sich das Leben nehmen

PS:

Rasen, rasten, rosten.

Rasten liegt auf halbem Weg, steht in der Mitte
zwischen Rasen und Rosten.

Frage und Antwort

Am Anfang steht die Frage: „Was ist besser?“

Die Antwort „Das ist besser“ führt zu keinem Ende,
führt nur zu anderen Fragen weiter:

„Was ist noch besser? Ist es denn das Beste?“

Kommt irgendwann die Frage an ihr Ende?

Steht irgendwo die Antwort: „Das ist gut“?

Antwort-Stufen

Ich stand auf einer Stufe.

Dort gab es Antworten -
doch nicht auf alle Fragen.

Es blieben Fragen offen.

Nun steh ich auf der nächsten Stufe.

Die alten Fragen gibt es hier nicht mehr.

Sie sind in Antworten gelöst.

Doch es gibt neue Fragen ohne Antwort.

Werd' ich einmal auf einer Stufe stehen,
auf der es ungelöste Fragen nicht mehr gibt,
nur noch die eine ganze Antwort,
die alle Fragen löst, in sich erlöst.

Mein Kopf sagt mir:

„Wahrscheinlich - vieles spricht dafür.“

Mein Herz sagt mir:

„Ich hoffe, glaube, weiß es.“

Kommentar

Im Alter von drei Jahren

fuhr ich mit meinen Eltern in die Alpen.

Ich sah die Zugspitze zwei mal -

vom Norden und vom Süden - ,

dachte, ich säh' zwei Berge.

Ich hatte keine Frage -

nur eine falsche Antwort.

Im nächsten Jahr da stellte ich
die Antwort schon in Frage:
„Ist das denn nicht derselbe Berg -
nur von verschiedenen Seiten?
Sieht er nur anders aus
vom Süden als vom Norden?“

Heut' weiß ich ja: „Das gilt für alle Berge.“
In eine Antwort hat sich aufgelöst die Frage.
Es bleibt jedoch noch eine Frage offen:
Gilt, was für alle Berge gilt,
denn auch für alles, was es gibt?
Ist alles, was verschieden aussieht,
im Grunde letztlich doch dasselbe?
Kann ich die eine Wahrheit nie allein von einer Seite,
muss ich sie immer von verschiedenen Seiten seh'n?

Von „un“ zu „über“

Wer un-menschlich ist,
muss erst einmal menschlich werden.
Erst wenn er menschlich geworden ist,
kann er anfangen,
über-menschlich zu werden.

Wer un-persönlich ist,
muss erst einmal persönlich werden.
Erst wenn er persönlich geworden ist,
kann er anfangen,
über-persönlich zu werden.

Wer un-natürlich ist,
muss erst einmal natürlich werden.
Erst wenn er natürlich geworden ist,
kann er anfangen,
über-natürlich zu werden.

Wer un-vernünftig ist,
muss erst einmal vernünftig werden.
Erst wenn er vernünftig geworden ist,
kann er anfangen,
über-vernünftig zu werden.

Kommentar:

Das kleine Kind denkt un-vernünftig, un-logisch, prä(ir)-rational.

Der Erwachsene denkt vernünftig, logisch, rational.

Der Weise denkt über-vernünftig, über-logisch, trans-rational.

Trans-rational, über der Logik, jenseits der Vernunft
sind die Paradoxien, in denen die scheinbaren Gegensätze zusammenfallen.

Die Treppe

Dein Weg, das sind die Stufen einer langen Treppe.

Die erste und die letzte kannst du gar nicht seh'n.

Nur die, auf der du stehst, kannst du versteh'n -

vielleicht ein Bisschen noch die vor und hinter dir.

Und keine Stufe kannst du dir ersparen,

kannst keine einfach locker überspringen.

Wenn du 's versuchst, dann wird es dir misslingen.

In fester Folge musst du stetig vorwärts schreiten.

Denn jede nächste Stufe gründet auf der letzten.

So lang wie nötig bleib' auf jeder steh'n!

Du kannst erst dann zu einer höheren weiter geh'n,

wenn du genügend voll die jetzige durchlebt hast.

Verweil' auf keiner Stufe allzu lange!

Sie ist ja nicht gedacht als Wohnstatt für die Ewigkeit.

Sie soll nur Heimat sein für dich begrenzte Zeit.

Ist die vorbei, brech' wieder auf und wand're weiter!.

Dann lädt dich eine mächt'ge Stimme ein: „Steig auf!“

Wenn du sie hörst, dann folge ihrem Ruf!

Es ruft dich der, der diese Treppe schuf.

Da er es will, erreichst du leicht und schnell die nächste Stufe.

Kommentar:

Stell dir mal, lieber Leser, zwei Menschen vor!
Der eine ist blind, kann aber gehen.
Der andere ist gelähmt, kann aber sehen.

Dann ist es durchaus sinnvoll, dass der Blinde den Gelähmten trägt und für ihn, mit ihm geht, und dass der Gelähmte für den Blinden sieht, ihm sagt, wohin er gehen kann.

Nun haben die beiden Glück.
Der Blinde kann wieder sehen, der Gelähmte wieder gehen.

Wenn sie dann so weiter machen wie bisher,
ist das nicht mehr sinnvoll.

Jetzt behindern sie sich gegenseitig dabei, das zu leben,
was sie neu können. Der eine lernt nicht,
seine Augen zu nutzen, der andere nicht, seine Füße.

Auf beiden Stufen pflegen sie dieselbe Beziehung.
Doch wie das zu bewerten ist, hängt davon ab,
auf welcher Stufe sie stehen.

Was auf einer Stufe Fortschritt ist,
wird auf der nächsten Stillstand und Rückschritt.

Wohl kaum jemand hat das „Treppenhafte“ des Lebens treffender zum Ausdruck gebracht als Hermann Hesse in seinem Gedicht „Stufen“:

Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
Es muss das Herz bei jedem Lebensrufe
bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
in andere, neue Bindungen zu geben.
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.

Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
an keinem wie an einer Heimat hängen.
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen.

Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise,
und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen.
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.
Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
uns neuen Räumen jung entgegen senden,
des Lebens Ruf an uns wird niemals enden...
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!

Bereit und offen

Niemand ist gefeit
gegen den Zahn der Zeit.
Auch was nicht rastet, rostet.
Sei alle Zeit bereit
zu Wechsel, Abschied, Wandel!

Sei in der Zeit schon offen
für das, was zeit-frei ist!
Du musst darauf nicht hoffen.
Im Jetzt ist Ewigkeit.

Im Stadttor

Ich hab' gehofft, dass alle Türen
sich irgendwann von ganz alleine schließen,
hab mir gesagt: „Dann kann ich endlich geh'n.“
Für jede Tür jedoch, die sich von selber schloss,
öffnete sich immer wieder eine neue.
Ich wartete sehr lange, bis ich endlich einsah,
dass ich die Türen selber schließen
und einige auch offen lassen muss.

Jetzt zieh' ich hinter mir die Haustür zu
und lasse andere Türen einfach offen steh'n,
laufe das letzte Mal durch wohlbekannte Gassen,
wie ich es ja gewohnt war Tag für Tag.
Ich geh' bedächtig langsam durch das Stadttor,
verlasse die mir so vertraute Stadt,
schaue noch mal zurück auf oft begangene Straßen,

in denen ich auf Festen jubelte - berauscht,
auch auf dem harten Pflaster lag - betrunken.
Ich weiß: Hier werd' ich nie mehr wohnen, nie mehr leben.
Höchstens als Gast komm ich vielleicht noch mal hierher.
Ich hab' schon viele Städte so wie jetzt verlassen.
In keine davon bin ich je zurückgekehrt.
Das meiste hab' ich immer da gelassen.
Ich brauchte es nicht mehr am neuen Ort.
Etwas habe ich jedoch immer mitgenommen,
aus jeder Stadt, die ich durch solch ein Tor verließ,
und trag es bei mir auf der weiteren Wanderschaft:
ein fester Stock, der Halt beim Abstieg gibt, aus dieser,
aus jener Stadt ein breiter Hut, der Schatten spendet.

Gesucht hab' ich das Ende,
konnte es nicht finden,
weil ich darauf gewartet habe, dass es kam.

Das Ende konnte jedoch gar nicht kommen,
ganz einfach deshalb, weil es ja nicht geht,
etwas gar nicht von selbst zu Ende geht.

Ich selber muss das Ende für mich setzen,
muss es erfinden, muss es mir erschaffen.

Dann ist es weg- und zeitlos plötzlich da.

Jetzt hab' ich überrascht und staunend nicht gefunden,
das Ende, was ich doch so lange Zeit gesucht.

Ich finde - unerwartet, ungesucht, auch ungewollt -
etwas ganz Anderes: einen neuen Anfang.

Ich dreh' mich um und laufe aus dem Schatten
des engen Tores auf das helle Licht zu,
vom frischen Wind des Morgens sanft umweht,
weg von den Mauern, die mich bisher schützten,
vor mir das weite, freie,
unsicher unbekannte Land.

Wenn ich im Tor steh'

Wenn ich in einem Tor stehe, gibt es zwei Seh-Richtungen.
Und in jeder Seh-Richtung gibt es zwei Sicht-Weisen,
eine leicht und hell, eine schwer und dunkel.

Ich kann zurück sehen, auf das, was hinter mir liegt,
was ich hinter mich lasse.

Wenn ich auf die Wege sehe, die ich schon kenne,
schon gegangen bin, fällt mein Blick auf Häuser und
auf Plätze, wo ich mich freute, glücklich war.
Dann bin ich traurig. Denn an diesen Orten werd' ich
nicht mehr sein. Was mich dort glücklich machte,
mich erfreute, werde ich leider nicht mehr haben.

Und sicher fällt mein Blick auch auf Häuser und Plätze,
wo mir ein Unglück widerfuhr, wo ich ein Unglück
schuf. Dann bin ich froh, bin ich erleichtert.
Denn an diesen Orten werd' ich nicht mehr sein.
Was mich dort unglücklich machte, leiden ließ,
muss ich Gott sei Dank nicht mehr haben.

Ich kann nach vorne sehen, auf das, was auf mich zukommt,
auf das ich zugehe.

Wenn ich auf die Wege sehe, die noch vor mir liegen,
die ich erst gehen werde, sehe ich keine bekannten
Orte, nur neues, unbetretenes Land. Mit Neugier sehe
ich darin Freiheit, Weite, Möglichkeiten. Das Land vor
mir erscheint mir spannend, lockend, interessant.

Doch immer birgt das unberechenbare Neue
auch Unsicherheiten und Gefahren.
Dann erscheint es mir bedrohlich,
ich begegne ihm mit Angst.

Tore - Öffnen und Schließen

Ein Tor öffnet und schließt.

Es öffnet sich für die, die draußen sind.

Es lässt herein.

Es schließt sich gegen die, die draußen sind.

Es schließt aus.

Es öffnet sich für die, die drinnen sind.

Es lässt heraus.

Es schließt sich gegen die, die drinnen sind.

Es schließt ein.

(Der „Antikapitalistische Friedenswall“ der DDR schloss angeblich aus, tatsächlich ein.)

Vorbild und Vorläufer

Lass dich von einem Vor-Bild leiten!

Folge ihm nach auf seinem Pfad!

Mach' dich zu seinem Nach-Folger!

Wenn es erreicht ist, bleib nicht bei ihm steh'n!

Dann gehe weiter, über es hinaus!

Mach' es zu deinem Vor-Läufer!

Es werden andere nach dir kommen.

Sie können dir als Vor-Bild folgen.

Sie machen dich vielleicht zu ihrem Vor-Läufer.

PS:

Sei Nach-Folger, doch nicht Nach-Läufer!

Und lass auch die, die nach dir kommen,

dir folgen nach, nicht laufen nach!

Wir sind - gleich ob wir vor-geh'n oder nach-geh'n -
jeder ein Ab-Bild unseres Ur-Bilds,
zu dem wir streben, bis wir es erreichen.
Doch kommen wir nur nach, nie über es hinaus.
Niemand wird jemals vor dem „Voll-Mensch" laufen.
Gemeinsam laufen alle auf ihn zu -
der ewige Weg hin auf das ewige Ziel.

Denk' zuerst nach!

Denk' danach mit!

Denk' zuletzt vor!

„Wenn wir weiter sehen können als unsere Vorgänger,
dann deshalb, weil wir als Zwerge
auf den Schultern von Riesen stehen.“

(frei nach Goethe)

Herbst-Winter-Farben

Wandel der Jahreszeiten

Vorbei sind die Gewitter, die den Tag beenden -
mit Donnerrollen und mit grellen Blitzen.

Vorbei ist auch die Zeit, in der wir oft
noch spät am Abend draußen sitzen -
mit Freunden locker plaudernd bei Rioja-Wein - ,
und mittags in der Sonnenhitze schwitzen.

Nun kommt die Zeit der dicken Mützen,
der langen Hemden, hohen Schuhe, warmen Jacken,
die unseren Körper gegen Kälte schützen.

Schwer legt sich Nebel schweigend übers Land.

Auf Wegen stehen häufig Regenpfützen.

Der Wind prallt prüfend, sich erprobend auf die feste Wand.

Dass jetzt die Blätter von den Bäumen fallen,

regt uns nicht an, zu scherzen und zu lachen.

Wehmütig wird gestimmt das Herz bei mir und bei fast allen.

Es scheint Vergänglichkeit uns keinen Spaß zu machen.

Jedoch nur wenn im Herbst die alten Blätter welk vergeh'n,

wird es im frischen Grün des Frühlings junge geben.

Geburt und Tod muss ich zusammen seh'n.

Das Sterben, es schafft Platz für neues Leben.

Herbsttag

Herr, es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.

Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,

und auf den Fluren lass die Winde los!

Befiehl den letzten Früchten, voll zu sein,

gib ihnen noch zwei südlichere Tage,

dränge sie zur Vollendung hin und jage

die letzte Süße in den schweren Wein!

Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.

Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,

wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben

und wird auf den Alleen hin und her

unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.

(Rainer Maria Rilke)

Im Leben eines Menschen gibt es ja
auch einen Abend, einen Herbst:
die Zeit, um ab zu ernten, nicht, um aus zu säen -
die Zeit, um aus zu bauen, nicht mehr neu zu bauen -
die Zeit, um ab zu runden, nicht, um Grund zu legen -
die Zeit, zurück zu blicken auf des Sommers Wärme -
die Zeit, voraus zu schauen auf des Winters Kälte.

Wir wenden nun zunächst den Blick zurück:

Was ist erblüht, was ist ergrünt,
verspricht uns reiche Ernte?

Vernunftvoll, „mittig“, mittelmäßig

Ich mache manchmal mir von mir ein Bild.

Zwar weiß ich ja:

Ein Bild, das sich ein Mensch von einem Menschen macht,
ist immer einseitig - teilweise richtig und zum Teil auch falsch.

Nie stimmt es ganz, erfasst das Ganze.

Der Mensch ist Ebenbild des einen Gottes,
von dem man sich ein Bild nicht machen kann,
nicht machen soll.

Manchmal jedoch missachte ich mein Wissen
und mache dennoch mir von mir ein Bild:

Wird jemand mal, wie ich gelebt hab', fragen,
werd' ich wohl - Gott sei Dank und leider - sagen:

Ich sah und fühlte mich nicht oft verloren,
behielt im Kopf: „Stets wird ein neuer Tag geboren.“
Ich wusste ja: „Es geht vorbei, es geht doch weiter.
Sei nicht sofort verzweifelt, bleibe heiter!
Sag' nicht ‚o weh‘ und rufe auch nicht ‚ach‘!
Um zu ertrinken, ist der Bach zu flach.“

Nur selten war ganz voll mein irdener Krug.
Rechtzeitig sagte ich: „Jetzt ist er voll genug.“
Es floss nicht Wein noch Wasser über seinen Rand.
Und niemals fuhr ich gegen eine Wand.
(Denn Abstand hielt der wachsame Verstand.)

Ich hielt die Zügel schlaff, nicht straff gespannt.
Und vieles tat ich leicht mit linker Hand.
Ich ließ mir einen Freiraum, Luft nach oben.
Das Spiel war meistens nicht ganz aufgehoben.

Zu Anderen war ich fast nie unbedacht,
war jemand, der nur ungern Fehler macht.
Im Umgang war ich vorsichtig und zaghaft -
frei von der Leidenschaft, die notlos Leiden schafft.

Nur selten pochte laut und wild mein Herz.
Auch spannend blieb das Leben ernster Scherz.
Nur selten kochte heiß das wilde Blut.
„Es ist ja Wärme schön, doch Hitze tut nicht gut.“

Ich setzte meinen Fuß noch nie in einen Puff,
lag nie im Dreck nach krassem Koma-Suff.
Ich lebte mittig maßvoll, nicht extrem, verrückt,
und wagte nur, was dann auch sicher glückt.

Ich brach nicht auf zu kühnem Abenteuer,
wich allem aus, was mir war nicht geheuer.
„Wer viel gewagt hat, hat oft viel verloren.“

Nicht jeder ist zur Heldentat erkoren."

Ich war nicht dort, wo laut das Schicksal rief.

Es schrie nur dann, wenn ich gerade schlief.

Wo ich mich aufhielt, da war nichts gescheh'n.

Ich konnte später anderswo durch Trümmer geh'n.

Wenn sich Geschichte schrieb, dann war ich nicht dabei,

sah dabei zu, von außen, unbeteiligt, frei.

Vernunftvoll, maßvoll, mittelmäßig war, was ich gemacht.

Doch groß und mutig war, was ich gedacht.

Ich ließ es nicht nur über Oberflächen schweifen,

ich wollt' den Himmel stürmen und die Sterne streifen.

Und auch der Hölle Abgrundtiefen mied ich nicht,

fiel steil ins Dunkle und stieg auf zum Licht.

Für kühnes Denken möchte ich mir danken.

In ihm durchbrach ich manche engen Schranken.

Sieh bei mir nicht die Taten, sieh das Denken!

Das will ich gerne dir und anderen schenken.

Was ich erfand und fand, das will ich mit dir teilen,

und lad dich ein, mit mir dort zu verweilen.

*Rudolfo meint,
dass Hartmut mit den nächsten Zeilen
sich eine Ausrede zurechtbastelt:*

Ob dieser Widerspruch gilt für die meisten Leben?

Er ist durch unser Wesen ja fast vorgegeben.

Leicht ist das Denken, kann gewichtslos schweben.

Geist kann sich frei ins Grenzenlose heben.

Doch Körper-Handeln ist begrenzt in Raum und Zeit.

Wer hier nicht maßvoll bleibt, der schafft sich Leid.

Es gäbe gute Gründe, ein anderes Bild von mir zu malen:

Ich war gleichzeitig fanatisches Mitglied in einer indischen Sekte, beim Marxistischen Studentenbund Spartakus und in der farbentragenden (katholischen) Studentenverbindung Rappolstein -

und hab' dort ja nicht nur gedacht, hab' dort ja auch gelebt, tat-künftig mit-gemacht.

Und wenn das nicht verrückt ist, was ist dann verrückt?

Ich habe dann geheiratet, ein Haus gebaut, bin Vater von zwei Söhnen geworden, bin im Urlaub mit dem Auto nach Griechenland gefahren und auf die Kanaren geflogen. Ganz normal - wie so viele Andere auch.

Ich bin nicht fünf mal geschieden, habe nicht in einer Kommune gelebt - in ständig wechselnden Beziehungen, auch nicht wie Diogenes in einer Tonne, weil jeder Besitz ja auch besetzt.

Ich bin nicht heimatlos als Abenteurer durch die Welt gewandert.

Ich habe auch nicht mein ganzes Hab und Gut verkauft, um vom Erlös das Leid der Armen und der Kranken zu lindern, (wie es ja jeder in der Nachfolge Christi eigentlich tun müsste - siehe Mt19, 21-24)¹.

Ich war die meiste Zeit kein Held,
war auch kein Heiliger.

Ich lebte „mittig“ das „gesunde Mittelmaß“ -
von einseitiger Größe nicht gefährdet.

Die hab' ich - wie so viele - nur gedacht;
die meiste Zeit - doch nicht zu jeder Zeit.

Das Bild, vernünftig, „un-verrückt“ gelebt zu haben,
stimmt schon drei Viertel -
doch es stimmt nicht ganz.

Schlecht streiten, gut begleiten

Ich setzte mich nur ungern auseinander.

Es war nicht meine Stärke, mich zu streiten.

Ich war es nicht gewohnt, war darin ungeübt.

Doch meine Stärke war es, andere zu begleiten.

Das tat ich oft, tat es auch gerne.

Es hat auch anderen und mir oft Spaß gemacht.

Wir gingen freundlich, freudig, fröhlich, locker-leicht,
und haben auf den Wegen viel gelacht.

Weil ich darin geübt war, es gewohnt war, konnte,
wie schon gesagt, ich Andere gut begleiten.

Doch konnte ich nicht gut auch für sie streiten,
auch nicht mit ihnen, wenn das nötig war.

Im nächsten Leben

Wenn ich das Ungelebte dieses Lebens sehe,
dann folgt daraus, dass ich beim nächsten Mal
zum Voll-Mensch strebend mir ne andere Richtung gebe,
dass ich dann treffe eine andere Werte-Wahl.

In meinem nächsten Leben will
ich mehr Person sein, mehr Persönlichkeit.
Gelebt hab ich genug des Eins-Seins Frieden;
nun bin ich auch zum Zwist der Zwei bereit.

Ich will nicht kleinlich vorsichtig besorgt sein.
Die Ängstlichkeit verhindert, groß zu leben.
Vernünftig denkt nur eine Krämerseele.
Die rechnet, hält zurück, kann nicht frei geben.

Ich will an jedem Tag vier Leben leben,
will erst hoch lodern und dann rasch verglüh'n.
Auch Schwierigkeiten will ich nicht mehr scheuen.
Auch was nicht leicht fällt, lohnt, mich zu bemühen.

Ich will mich auch vor Anstrengung nicht drücken,
mich nicht beschränken auf nur leichtes Spiel,
dass rund läuft, ohne Kanten, Ecken, Tücken,
was mir durch Glück gegeben einfach zufiel.

Ich will vor Schwierigem nicht mehr ausweichen,
will, was mich richtig fordert, sogar suchen.
Ein starker Krieger wird man nicht durch gnäd'ges Glück.
Ich will nicht immer nur das „Traumschiff“ buchen.

Ich will auch mal durch dicke Bretter bohren,
was ich in diesem Leben gar nicht musste,

weil ich durch Einfallsreichtum, klug-geschickt,
ein dünnes Holzstück stets zu finden wusste.

Ich will mich gern in jeden Wettkampf stürzen,
in jedem meine volle Kraft einsetzen.

Doch will ich darauf achten, fair zu bleiben.

Um zu gewinnen, will ich nicht verletzen.

Ich muss ja nicht streitsüchtig gegen alle werden,
muss mich ja nicht bei jedem Anlass fetzen.

Doch will ich sagen dann, wenn es sich lohnt:

„Hier will ich mich mal auseinandersetzen.“

Doch leicht wird aus Ergreifen Sich-Einmischen
ins Leben anderer, das nicht mir gehört.

Ihr Leben will ich sie gestalten lassen,

nur tun, was sie nicht notlos stört.

Ich will mich nicht mehr weigern, mitzuspielen.

Doch alles mitzumachen, das ist Selbstverrat.

Mir selber treu will ich mich nicht verbiegen lassen.

Ein fauler Kompromiss ist keine Ruhmestat.

Ich will nicht mehr ein Spielverweigerer sein.

Doch will ich nicht vereint im Trüben fischen,

will nicht mit Lügnern und Betrügern sitzen

im Gaunerclub an reich gedeckten Tischen.

Ich will verbunden sein, auch selbst stark binden,

doch nicht gewaltbereiten Bünden Treue schwören.

Wo Massen pöbeln, soll mich niemand finden.

Ich muss nicht überall dazugehören.

Erhöhter Einsatz hat notwendig einen Preis.

Den will ich zahlen, will ihn nicht vermeiden:

Person-Sein bringt mehr Tränen - auch

der Freude, nicht allein der Leiden.

Muss ich denn dazu auf das nächste Leben warten?

Wer sich selbst ändern will, kann das zu jeder Zeit.

Ich will schon jetzt in eine neue Richtung starten -
zu mehr Person-Sein, mehr Persönlichkeit.

Ich kann dies Leben nicht mehr neu anfangen,
mit neuer Haltung jedoch jeden Tag.

Dann kann ich wohl nicht mehr ans Ziel gelangen,
doch auf dem Weg geh'n, den ich neu einschlag'.

Zweierlei Maß

In meinem Leben gab es neben Licht nicht auch viel Schatten,
nicht finsterner Taten rabenschwarzen Lohn.

Ich heulte nicht mit Wölfen, lief nicht mit mit Ratten.

Das Bild hat dennoch manchen grauen Ton -

nicht durch mein Tun, mehr durch mein Unterlassen,
nicht durch Geschehen, mehr durch Nicht-Gescheh'n.

Dafür wird mich wohl niemand grimmig hassen.

Nicht-Taten werden nicht als Un-Taten geseh'n.

Etwas versäumen zählt nicht als Verbrechen.

Erdulden gilt als Tugend wie Geduld.

Den Täter soll des Richters Strafe treffen;

wer teilnahmslos dabei steht, der hat keine Schuld.

Doch dieses Doppel-Maß, ist es denn auch gerecht?

Es richten beide doch das gleiche Unheil an,

der eine redend und der andere dazu schweigend:

der Volksaufhetzer, der stumm-blinde Biedermann.

Wer scheinbar unbeteiligt zuschaut, schafft den Sumpf,

in dem des Bösen gift'ge Blume gut gedeihen kann.

Mit einem Volks-Geist, träge, dumpf und stumpf,

hing doch der Zeit-Ungeist des „Dritten Reiches“ an.

Brennen - zu viel, zu wenig

Jeder ist Fackel,
dazu da, zu brennen,
dazu da, zu leuchten.

Ich habe nicht zu viel gebrannt.
Mein Feuer hat kein Haus in Brand gesteckt.
Doch manchmal brannte ich zu wenig,
beleuchtete den Weg nicht hell genug.
Jemand fiel hin, brach sich ein Bein.

Ich war - wie jeder - eine Fackel.
Ich brannte nicht zu viel, brannte zu wenig.

Das Feuerlicht, von dem wir alle stammen,
es fragt nicht: „Wie hast du gebrannt?“;
sagt nur: „Du bist ein Teil von mir.
Du hast gebrannt.“

Gesagt, getan, gescheh'n

Noch ein Trinkspruch, noch ein Glas,
dann geh'n die Lichter aus.

Tief im Inner'n fühlen wir:

Der Herbst zieht kühl ins Haus.

Wenn die Sonne kaum noch da ist,
oft Regenwolken nur zu seh'n,
dann stehen keine Schulden offen.

Getan ist alles und gescheh'n.

Viele Pfade sind begangen;
Straucheln, Stolpern, Torkeln, Fallen,
doch wieder Aufsteh'n, Weiter-Geh'n;
oft in Sackgassen gefangen,
verirrt, verlaufen, Weg verloren
und das Ziel nicht mehr versteh'n;

oft auch einsam, fern von allen,
um in Neuland zu gelangen,
noch mit Füßen nicht betreten,
noch von Händen unberührt.

Wenn ich weit das Ganze schaue,
nicht Stückwerk mit beschränkter Sicht -
allein die düsteren Schatten sehend - ,
für alles offen, auch das Licht;
wenn ich auf das Ganze lenke
einen unverzerrten Blick,
nicht einseitig nur Ma(ä)ngel wählend,
blind für die Fülle, für das Glück,
dann seh' ich freudig auf mein Leben,
seh' ich mit frohem Dank zurück.

Dank all der Küsse, die du gabst mir,
dank allem, was ich gab zurück,
dank all der Wunder, die wir fanden,
dank jedem liebevollen Blick,
dank all der Menschen, die wir trafen,
dank jedem schmackhaften Gericht,

dank jedem Trunke, der uns labte,
dank jedem lächelnden Gesicht,
dank aller glaubensvollen Worte,
dank aller Stunden, sich zu freu'n,
gibt es am späten Lebensabend
nichts zu bedauern, zu bereu'n.

Mit klarem Kopf und off'nem Blick,
kein Trugbild, das verführt, betört,
kein Reinformel mehr auf billigen Trick;
kein Wahnsinn, der betrügend lockt,

nichts, was noch unseren Frieden stört;
nichts übrig, was - verpasst, versäumt - ,
uns treibt, es endlich doch zu tun,
weil, wenn 's am Ende ungetan bleibt,
uns das Gewissen lässt nicht ruh'n;
auch keine Stunde, der wir trauernd nach seh'n,
weil wir uns sträuben, dass sie ist vorbei;
bejahend einfach das, was da ist,
von Schuldwahn, Zwang und Täuschung frei;

Gelassen stehend an der Kreuzung,
von nichts gedrängt, noch schnell zu geh'n;
keine Eile, Hast und Hetze.

Getan ist alles und gescheh'n.

Dieses Gedicht hat sich durch mich erfunden, als ich versuchte, einen Songtext von Abba (When all is said and done) zu übersetzen.

Bei einigen Zeilen musste ich eine etwas freiere Übersetzung wählen;

daraus ergab sich dann, fast von selbst, dass ich ein paar eigene Zeilen gefunden und eingefügt habe.

Blick zurück im Frieden

Um dir, liebe Leserin, ein Beispiel zu geben, wie solch ein „Blick zurück im Frieden“ aussehen kann, füge ich einen Auszug aus meinem unveröffentlichten Roman „Das Sabbatexperiment“ an:

Wilfried lag auf der Couch im Wohnzimmer und nahm sich eine kleine Aus-Zeit. Der Abend würde noch lang werden. Es war sein Geburtstag, er wurde heute 65; Anlass, auf sein Leben zurückzublicken:

„Ich stehe als ältester Sohn zwischen einem anderen ältesten Sohn, meinem Vater, und meinem ältesten Sohn; zwischen „Dionys, dem Tyrannen“ und Robespierre, dem strengen Richter, der Köpfe rollen lässt; zwischen ihnen, unglücklich eingequetscht, ich, „Nathan der Weise“, „der Mann ohne Eigenschaften“, der Pontifex (nicht Maximus), der Brückenbauer, der getrennte Ufer verbindet, der Vermittler, der beide Seiten kennt, ein Pendler über die Grenze, die „Schweiz des Teams“, wie mich einmal einer meiner Chefs genannt hat, eine glatte Specksteinkugel zwischen Granitblöcken mit scharfen Ecken und Kanten, im Enneagramm eine sich vor Schwierigkeiten drückende Neun zwischen einer herrsch- und rachsüchtigen Acht und einer selbstgerechten, rechthaberischen, besserwissenden Eins. Mein Name passt schon zu mir, Wilfried, „der den Frieden will“, mit aller Macht halten will, auch da, wo Frieden gar nicht stimmt, sondern Kampf, wo Frieden Unfrieden bedeutet. Und sein Vorname Siegfried passt auch zu meinem Vater, dem Offizier bei der Waffen-SS, der sich - wie die Römer - Frieden überhaupt nur

vorstellen konnte, wenn er vorher Andere durch Macht besiegt hatte.

Weil ich anders sein wollte als mein Vater, ein anderer Vater, als Vater keine Macht ausüben wollte, habe ich geduldet, dass mein älterer Sohn sich diese Macht anmaßte, sie statt meiner ergriff - und oft missbrauchte (wenn man bei einem Kind, das von seinem Vater eben nicht lernen konnte, wie man angemessen mit Macht umgeht, überhaupt von Missbrauch der Macht reden kann), am meisten gegenüber seinem jüngeren Bruder, dem er bei jeder Gelegenheit die Show stahl, den ich nicht gegen die Angriffe und Übergriffe des Älteren geschützt habe. Weil ich keine Autorität sein wollte, gab ich meinen Söhnen keine Orientierung (außer durch das, was ich ihnen vorlebte), setzte ihnen keine Grenzen, förderte sie, ohne zu fordern. Wenn das Klischee stimmt „Die Liebe der Mutter hat man, die Liebe des Vaters muss man sich verdienen“, dann haben meine Söhne zwei Mütter gehabt, aber keinen Vater.

Dadurch wäre mein jüngerer Sohn fast unter die Räder gekommen.

Dass er dann trotz meiner „Nicht-Erziehung“ doch noch die Kurve gekriegt hat, lag daran, dass das Leben mir meinen Erziehungsjob abgenommen hat.

Wenn man die Fehler der Eltern vermeiden will, macht man die umgekehrten.

Doch „Ende gut, alles gut“, dachte Wilfried. Ihm fiel ein Spruch ein, der mal als Spruch des Tages in der Zeitung stand: „Macht euch doch keine Gedanken darüber,

dass eure Kinder nicht auf euch hören!
Sie machen euch doch sowieso alles nach.“

„Anscheinend habe ich ihnen doch ein sinnvolles Leben vorgelebt“, dachte Wilfried. „Und das haben sie schließlich doch übernommen.“

Neben seinen Söhnen hatte Wilfried noch einen Bruder. Der war, obwohl er fünf Jahre jünger war, schon immer viel cleverer gewesen. Wilfried war von Geburt an stark kurzsichtig, was seine Eltern aber erst feststellten, als er in die Schule kam, daran, dass er ein Schild aus größerer Entfernung nicht lesen konnte. Wenn seine Mutter im Garten Ostereier versteckte, hatte sein Bruder schon alle weggeschnappt, bevor Wilfried auch nur eins gesehen hatte, so dass seine Mutter gezwungen war, für ihn ein paar eigene Eier zu verstecken. Onkel und Tanten sagten manchmal: „Der Wilfried, der wird einmal Professor, der Bertram, der macht einmal das große Geld.“

Als Kind war der kleine Bruder Wilfried manchmal auf die Nerven gegangen. Er wollte mit ihm spielen, aber Wilfried nicht mit ihm. Später, als Jugendlicher, hatte Wilfried ihm manchen Weg gebahnt und geebnet, hatte trotz seiner Neigung, Auseinandersetzungen zu vermeiden, notgedrungen die typischen Kämpfe um die Höhe des Taschengelds, lange Haare und vergammelte, zerrissene Jeans mit den Eltern ausgefochten, den Krieg, den der Jüngere gar nicht mehr führen musste, weil die Eltern inzwischen kampfmüde Frieden geschlossen hatten.

Das alles war lange her und bedeutungslos geworden. Die Zeit hatte ihm das Gewicht genommen. „Brecht hat Recht“, dachte Wilfried. „Wo sind die Tränen von gestern?“

Wo ist der Schnee vom vergangenen Jahr?“

Seine Eltern waren inzwischen beide gestorben.

Durch die Endgültigkeit des Todes waren seine Erlebnisse und Erfahrungen mit ihnen zu lebloser Vergangenheit erstarrt. Wilfried hatte doch schließlich im Laufe des Lebens vom Leben gelernt, dass Macht nicht nur eine „böse“, sondern auch eine „gute“ Seite hat, dass Macht, verantwortungsvoll eingesetzt, auch dem Leben dienen, Leben schützen kann. Die SS seines Vaters hätte ihre Gräueltaten gar nicht begehen können - jedenfalls nicht im Ausland - , wenn Frankreich und England den noch nicht aufgerüsteten Hitler bei seinen ersten unverschämten Grenzüberschreitungen sofort durch Kampf gestoppt hätten, anstatt sich vor der unangenehmen Auseinandersetzung zu drücken. Sein Vater war auch im Alter gar nicht mehr der gewalttätige Mann der früheren Jahre gewesen, sondern ein durch seine Enkel zur Milde erzogener liebevoller Opa. Und in seinen letzten Lebensjahren war er nicht einmal mehr der vor Gesundheit strotzende, starke, mitten im Leben stehende Mann aus Wilfrieds Kinder- und Jugendzeit gewesen, sondern ein hilfloses Häufchen Elend, ausgeliefert dem Krebs, einer Macht, der gegenüber auch er völlig machtlos war.

Nach dem Tod der Mutter, die den Vater sechs Jahre überlebte, hatte Wilfried die Erbangelegenheiten mit seinem Bruder in unvoreingenommener Fairness und unbefangener Selbstverständlichkeit regeln können. Seitdem gab es nichts mehr, was ihn zwangsweise an ihn band. Ab und zu sah er ihn, freiwillig, weil er inzwischen ganz gern mit ihm zu tun hatte, bewusst gewählt und gewollt. Es hatte sich in den letzten Jahren ergeben, dass seine Frau und er jedes Jahr ein paar Urlaubstage mit ihm und der Schwägerin verbrachten,

und diese gemeinsamen Tage waren bisher alle heiter und unbeschwert gewesen.

Seine Söhne standen inzwischen beide auf eigenen Füßen und mit ihren Beinen mitten im Leben. Der Ältere, Julius, hatte geheiratet, eine Richterin am Amtsgericht, und hatte ihn vor drei Jahren zum Opa einer niedlichen, hübschen kleinen Enkelin gemacht. Auch der Jüngere, Daniel, hatte nach seinen Um- und Irrwegen inzwischen seine Ausbildung zum Heimerzieher abgeschlossen. Er zog zwar die Ungebundenheit des Single-Daseins der verpflichtenden, verbindlichen Nähe einer festen Partnerschaft vor, kümmerte sich aber mit großem Verantwortungsgefühl und rührender Fürsorge um die ihm anvertrauten Behinderten und um Arno, seinen großen Bernhardiner. Beide Söhne kamen ab und zu allein oder mit Anhang zu Besuch oder wurden von seiner Frau und ihm besucht, für Wilfried häufig genug. Und er freute sich, wenn sie zu ihm kamen und er zu ihnen, und er freute sich auch darüber, dass sie ja irgendwann auch wieder gingen und auch er irgendwann wieder gehen konnte. „Wenn ich ihnen gegenüber als Vater etwas versäumt habe, ist es jetzt nicht mehr nachzuholen“, dachte Wilfried. „Und anscheinend hat es sie ja nicht daran gehindert, insgesamt lebensstüchtige Menschen zu werden, die wissen, was sie wollen und was sie können.“

Seine Frau und er, das war übrig geblieben, das war noch wichtig. Das konnte noch gelebt, gestaltet werden. Das wollte er auch noch leben.

Wilfried griff nach dem Büchlein, das vor ihm auf dem niedrigen Glastisch lag, und schlug darin das Gedicht „Alles getan, alles

gescheh'n“ auf, das sein Freund Rudolfo Kithera vor ein paar Jahren geschrieben hatte:

„Wenn alles gesagt ist und getan ist,
gibt es nichts mehr zu bereu'n“ stand da.

Und

„Wenn ich weit das Ganze schaue, nicht Stückwerk
mit beschränktem Blick, seh' ich freudig auf mein Leben,
sehe ich mit Dank zurück.“

Wilfried schlug den Gedichtband zu, und damit auch das Buch seiner Vergangenheit. Er stand auf. In einer Stunde würden die ersten Gäste da sein. Es war Zeit, den Sekt kalt zu stellen.

Richtungen

Ich bin in viele Richtungen gegangen.

Und keine davon war die einzig richtige.

In jeder Richtung war mein Blick befangen –

weil ich sie ansah als die einzig wichtige.

Doch jede habe ich im Lauf der Zeit verloren,

für eine andere, scheinbar bessere verraten.

Bei jeder nächsten fühlte ich mich neu geboren,

mit frischem Wind bereit zu Jugendtaten.

Jetzt hab' ich auch den letzten Weg verlassen:

Abseits vom Lärm der Straße - ganz alleine -

kann ich hier aus der Ferne nun erfassen:

Jede war richtig, einzig richtig keine.

Rette die letzten Rollen!

In einer Höhle bei der Stadt Kyme lebte vor langer Zeit eine weise Frau mit dem Namen Sybille, die die Zukunft vorhersehen konnte. Diese Seherin hatte ihre Prophezeiungen auf neun Pergamentrollen festgehalten; und als sie alt geworden war, ließ sie in allen damals bekannten Ländern verkünden, sie wolle diese Rollen zum Verkauf anbieten. Fast alle Reichen und Mächtigen kamen, der Pharao von Ägypten, der König von Babylon, der Tyrann von Athen und viele andere mehr. Allen nannte die Sybille einen abschreckend hohen Preis, so dass keiner die aufgeschriebenen Weissagungen kaufte, sondern jeder enttäuscht und wütend wieder in sein Land zurückkehrte.

Als Letzter kam schließlich auch der König von Rom. Auch ihm nannte die Sybille ihren Preis. Der König fand ihn - wie vor ihm alle anderen - unverschämt hoch und weigerte sich, ihn zu bezahlen. Da nahm die Prophetin drei Rollen, hielt sie ins Feuer und sagte: „Nun, König von Rom, hast du nur noch die Möglichkeit, für denselben Preis sechs Rollen zu erwerben. Bedenke sorgfältig, welche Worte du wählst, und nutze die Gelegenheit, die dir geblieben ist!“ Das Angebot, jetzt für nur sechs Rollen denselben Preis zu bezahlen, der ihm schon für neun viel zu teuer erschienen war, fand der König noch verrückter, und er lehnte wiederum ab. Da nahm die Sybille die nächsten drei Rollen, hielt sie wieder ins Feuer und sagte: „Nun, König von Rom, hast du nur noch die Möglichkeit, für denselben Preis die drei letzten Rollen zu kaufen. Bedenke diesmal noch sorgfältiger deine Antwort, denn wenn du zum dritten mal mein Angebot ablehnst und dich wieder weigerst, den Preis zu bezahlen, der im Vergleich zum Wert dieser drei Rollen immer noch lächerlich niedrig ist, nehme ich auch noch diese

letzten Rollen und halte sie ins Feuer. Dann hast du deine Chance vertan, und mit dir die Stadt, die du als deine Heimat liebst und für deren Wohlergehen und Gedeihen du verantwortlich bist.“

Da wurde der König nachdenklich; er ahnte, wie außerordentlich wertvoll diese Prophezeiungen waren, kaufte für denselben Preis, für den er auch sämtliche neun hätte bekommen können, die letzten drei Pergamentrollen und rettete sie so für Rom. Dort wurden sie als Sybillinische Bücher unter dem Tempel für den Hauptgott Jupiter auf dem Kapitol aufbewahrt. In Gefahrenzeiten wurden sie von fünfzehn ausgewählten Priestern, den Quindecimviri, befragt. Und es ist zu einem maßgeblichen Teil den Ratschlägen der Sybillinischen Bücher zu verdanken, dass Rom zu der führenden Macht der damaligen Zeit, zur Weltmacht der Antike werden konnte.

Schau nicht zurück -
bedauernd, trauernd und bereuend -
auf das, was du versäumt hast,
auf den, den du verpasst hast!
Jetzt ist das nicht mehr wichtig,
spielt keine Rolle mehr.

Nach vorne schau -
mit Glaube, Hoffnung, Zuversicht -
auf das, was du noch nutzen kannst,
den, dem du noch begegnen kannst!
Es ist erst Herbstanfang, noch nicht Silvester.
Drei Rollen sind noch übrig, noch zu retten.
Das ist genug. Das lohnt sich immer noch.

Im Augenblick,
in dem du immer noch auf das schaust,
was du in der Vergangenheit verpasst hast,

verpasst du schon, versäumst schon wieder was:

die Gegenwart.

Versäume nicht,

im Jetzt ab jetzt darauf zu achten,

nichts mehr unnötig zu verpassen!

PS:

Schau manchmal auch zurück

auf die Vergangenheit!

Doch nur für zweierlei:

für sie zu danken

in der Gegenwart;

aus ihr zu lernen

für die Zukunft.

Sindbads Heimkehr

Es ist vorbei, ich bin zurück,
vom Weg, der ohne Ausweg war.
Dass ich zurück bin, ist mein Glück.
Er war von Anfang an nicht gehbar.
Doch das ist mir erst heute klar.

Ich könnte ja den Tag verfluchen,
an dem ich mich entschloss, zu geh'n.
Doch würde das ja nichts mehr ändern.
Das, was gescheh'n ist, ist gescheh'n.

Doch was gescheh'n ist, ist vergangen.
Es wirkt nicht bis zu diesem Tag.
Ich bin nicht mehr darin gefangen,
bin frei für das, was kommen mag.

Das, was ich nahm, das, was ich gab,
ist längst des Todes reife Beute,
ruht friedlich still in seinem Grab.
Nur Weniges lebt fort bis heute.

Von allen Schritten, die ich machte,
bleibt hier im Boden keine Spur.
Die Lieder, die ich schrill krakeelt hab',
hört keiner hier, ob Moll, ob Dur.

Die Wand, die ich so grell beschmierte,
aus Übermut wie einst als Kind,
ist übertüncht mit weißer Farbe,
wieder gebleicht von Licht und Wind.

Die Vase, die ich hektisch umstieß,
die Schätze, die ich ungeborgen,
die Äpfel, die ich faulen ließ,

(zu faul, um sie vom Baum zu pflücken)
sind weder heute da noch morgen.

Das Geld, vergeudet und verschwendet,
im Rausch verspielt bei Wein und Bier,
ist nicht mehr wirklich, nicht mehr wichtig
in meinem Da-Sein jetzt und hier.

Ich bin zurück von langer Irrfahrt,
geh nicht mehr fort, bleib nun zu Haus.
Das Unbekannte lockt mich nicht mehr,
sieht nicht mehr vielverheißend aus.

Der Reiz des Neuen ist verflogen.
Ich suche keine andere Braut.
Was er verspricht, ist doch gelogen.
Ich trau' jetzt dem, was mir vertraut.

PS.

Zeit ist Entstehen, ist Bestehen, ist Vergehen.

Das, was vergänglich ist, ist nun vergangen.

Vergänglichkeit vergeht jetzt in Beständigkeit.

Kommentar:

„Wenn über eine dumme Sache
endlich Gras gewachsen ist,
kommt doch noch ein Kamel gelaufen,
das alles wieder runter frisst.“

Vielleicht. Doch muss dieses Kamel ich selber sein?

Um in der Gegenwart zu leben,
muss ich zuerst einmal Vergangenes los lassen,
das mich unnötig belastet.

Erst frei von Vergangenheit bin ich frei für die Gegenwart.

Und es ist mehr unnötig, als wir glauben.

Nur das, was wirklich ist, ist wichtig.

Von der Vergangenheit ist nur das heute noch wichtig,
was immer noch wirklich ist.

Und immer noch wirklich ist nur das, was immer noch wirkt,
bis in die Gegenwart hinein.

Was einmal wirklich war, doch nicht mehr ist,
das ist auch nicht mehr wichtig.

Halte es nicht fest!

Es ist Ballast, schwere Steine in deinem Rucksack,
die für nichts nützlich sind, die du nicht brauchst.

Schleppe sie nicht weiter mit!

Nur Schulden, die noch beglichen werden müssen, belasten -

Schulden, die schon längst getilgt sind, nicht.

Und die meisten Schuldscheine sind längst verfallen.

Viele Straftaten sind längst verjährt.

Viele sind nie angezeigt worden.

Und die meisten wurden nicht einmal bemerkt.

Doch vielleicht sagt sich Sindbad ja schon nach ein paar Jahren
wieder Folgendes:

Aufbruch

Aufbruchswille – doch wohin?

Neuland ist nicht in Sicht.

Was vor mir liegt, ist schon bekannt,

braucht den Entdecker nicht.

Wo liegt ein Goldschatz immer noch versteckt?

Wo ist die Quelle, die bisher noch nicht entdeckt?

Es gibt schon Häfen da, wo Flüsse münden.

Wo ist die Wahrheit, die noch zu verkünden?

Den Hof der Väter hab' ich aufgegeben.

Ich wollte dort nicht sicher weiterleben.

Das mir so lang Vertraute war ich satt.

Viel wagt nur der, der keine Heimat hat.

Dass ich doch eine Antwort find' ,
kann ich nur drängend hoffen.
Sonst bleiben, wenn der Vorhang fällt,
all' diese Fragen offen.

Nicht mehr noch mehr

Ich wollte bisher immer mehr,
immer noch mehr, immer noch weiter.
Jetzt will ich nicht mehr noch mehr wollen,
nicht mehr noch immer weiter wollen,
will nicht mehr mehr als das, was jetzt schon da ist.

Noch mehr, das ist nicht immer auch mehr wert.
Ich kann doch einfach mehr die Augen öffnen,
um mehr zu seh' n in dem, was jetzt schon da ist.
Ich kann in dem, was es schon gibt,
mehr Weite, Höhe, Tiefe finden.
Ich muss doch nicht mehr suchen, noch mehr suchen.
Es gibt schon da, wo ich jetzt bin,
mit dem, was ich ja jetzt schon hab',
mit Augen, Ohren, Händen, Füßen ,
mehr als ich brauch',
mehr als genug zu finden.

Kommentar:

Die Welt ist groß genug für jedermanns Bedürfnisse.

Sie ist nicht groß genug für jedermanns Gier.

Wir bitten im „Vater unser“:

„Unser tägliches Brot gib uns heute!“

Wir bitten nicht - und sollten auch nicht bitten:

„Gib uns Korn, Käse, Wurst - am besten auch noch Sekt und Kaviar - für einen ganzen Monat!“

Eine Vor-Geschichte dazu findet sich schon im Alten Testament:

Während der 40jährigen Wanderung der Hebräer durch die Wüste versorgt sie Jahwe „mit Brot in Form des Manna, das sie jeden Morgen finden. In Bezug auf das Einsammeln des Manna werden ihnen zwei höchst bedeutsame Gebote erteilt. Das eine lautet, dass sie nicht mehr nehmen dürfen, als sie an einem Tag essen können. (Wer trotzdem mehr nimmt, findet das Übriggebliebene am nächsten Morgen wurmig vor.) Die Bedeutung des Gebots ist klar: Man soll die Nahrung essen und nicht aufsparen; man soll das Leben leben, nicht horten.

Genauso wie es in der Wüste keine Häuser gibt, gibt es dort auch keinen Besitz. In einem Klima der Freiheit dienen alle Dinge dem Leben, aber das Leben dient nicht dem Haben.

Das andere, noch wichtigere Gebot im Zusammenhang mit dem Einsammeln des Mannas ist die Einsetzung des Sabbats, von dem hier zum ersten Mal die Rede ist. Das Volk soll jeden Tag Manna einsammeln; am sechsten Tag aber sollen sie die doppelte Tagesration einsammeln (und das Übriggebliebene wird am siebten Tag nicht verdorben sein) ...“

(Ex 16, 13-30; nach E. Fromm, Ihr werdet sein wie Gott)

Sucht des Suchens

die nie findet,
(auch nicht finden will und kann),
weil vom Finden sie nichts weiß,
die nicht kennt gelöschte Flamme,
nur ein Feuer - lodernd heiß - ,

die erschauert vor dem Finden,
weil das ist ihr sicherer Tod,
immer Neues sich erfindet
ohne Sinn und ohne Not;

die uns hält gehetzt, getrieben
immer vorwärts ohne Rast,
nicht ersterben will im Frieden;
sie gedeiht ja nur in Hast.

Nur in ihrem Tode kann erst
wahres Leben aufersteh'n.
Weil das Glück im Frieden gründet,
muss sie gründlich untergeh'n.

Die letzte Zeile

Wie wäre es für mich, schon jetzt zu sagen
(und nicht erst dann, wenn ich es sagen muss):

„Die letzte Zeile hab’ ich nun geschrieben.

Auf keinem Blatt wird eine weitere steh’n.“

Wäre ich traurig, wäre ich erleichtert -

von Druck entlastet, Zwang und Last befreit,

oder verarmt, gehemmt, behindert durch mich selbst ?

Würde ich sagen: „Endlich muss ich nichts mehr schreiben,
krampfhaft nach Worten suchen, die im Rhythmus fließen.“

oder: „Ich hab’ mir selber Fesseln angelegt.“?

Ich weiß nicht, wie es wirklich für mich wäre.

Vielleicht würde ich beides fühlen, merkwürdig vermischt:

leichtherziges Froh-Sein und entspanntes Ruh’n im Frieden

neben gebremsten Lebenswillen und gestauter Kraft.

Kommentar:

Die letzte Zeile, wohl geformt aus Worten -

das letzte Bild, „mit Licht gezeichnet“ (photographiert) -

der letzte Schritt auf unbetretenes Land -

das letzte Gespräch, hilfreich geführt -

das hat die entlastende, befreiende Endgültigkeit des Todes.

Es stirbt und wird nicht mehr neu geboren,

hat keine unberechenbare, unklare, ungewisse,
vielleicht belastende und bedrohliche Zukunft mehr,

sondern erstarrt zur klaren Gewissheit und Sicherheit,
zur gelassenen Ruhe und zum Frieden der Vergangenheit.

Es geht nicht weiter.

Ich muss nicht mehr weitergehen.

Ich bin angekommen.

Und doch scheint es in uns eine starke Kraft zu geben,
die sich gegen die Beschränkung auf das so angenehme
In-Sich-Ruhen der Vergangenheit wehrt,
eine Bereitschaft, dieses harmonische Gleichgewicht
aufzugeben,
immer wieder das Risiko des Versagens und Scheiterns
in Kauf zu nehmen,
ein mächtiger Wille, gestaltend zu wachsen
und dadurch teilzunehmen am Weiterschreiten des Lebens
zu immer höheren Formen.

Zur rechten Zeit

Geh lieber früher,
wenn du noch selbst allein
mit deinen eigenen Füßen laufen kannst,
du noch stolz sagen kannst: „Das war 's.“!

als später,
wenn du von Anderen
mit deren Armen rausgetragen,
von ihren Händen fortgestoßen wirst.

Verlass die Feier dann, wenn noch was los ist!

Sei nicht der letzte auf der Party!

Kleb' nicht an deinem Stuhl!

Später ist sonst zu spät.

Klippen-Küste

(zum Abbruch, Absprung in den Ruhestand)

Kein sanftes Abwärts-Gleiten -

schroffes Fallen;

kein mildes Überschreiten -

jäher Absturz;

auch kein allmähliches Gewöhnen,

gemächlich und gemütlich -

plötzlich weg sein,

plötzlich da sein -

weites Meer.

Der Ruhestand -

die Zeit, in der ich manche Rollen nicht mehr spiele;

die Zeit, in der auch Manches nicht mehr eine Rolle spielt;

die Zeit, in der die Zeit auch nicht mehr eine Rolle spielt.

Zu den Rollen, die ich nicht mehr spielen muss,

gehört auch die des Lehrers und des Leiters:

Zweisam-Spiel auf Augenhöhe

(für die, die nicht mehr Schülerin,
doch immer noch Geliebte ist)

Du musst mich nicht belehren.

Ich muss nichts von dir lernen.

Ich muss dich nicht bekehren
zum Heil auf fernen Sternen.

Ich will nichts mehr ergründen,
will auch nichts mehr verbreiten:
Ich will dir nicht mehr folgen,
will dich auch nicht mehr leiten.

Ich will nicht mehr anmaßend
dir „Lösungshilfen“ geben.
Ich will nicht länger waten
durch Sümpfe anderer Leben.

Ich will nicht mehr so tun,
als ob ich etwas wüsste.

Ich will nur einfach zärtlich
lieblosen deine Brüste.

Ich will dir nicht mehr geben
noch mehr weltfremdes Wissen,
will nur noch mit dir leben
in Küssen und in Bissen.

Du musst doch jetzt nicht sagen,
was ich noch ändern müsste,
statt sprachlos zu bestaunen
die wunderschöne Küste.

Lass uns im Mondlicht träumen,
das Schweigen sprechen lassen,
beim stillen Licht der Kerzen
uns innig eng umfassen!

Ich will nicht länger Worten
zu viel Bedeutung geben.

Sie sind gar nicht so wichtig:
Worte sind nicht das Leben.

Lass uns leichtherzig scherzen
statt tiefgründig zu schwafeln!
Belanglos locker plaudernd
lass uns genüsslich tafeln!

Lass uns doch ausgelassen
in Wellenschäumen hüpfen,
aus der Vernunft ausbrechend
in Clownskostüme schlüpfen!

Hier will ich mit dir spielen,
befreit mit dir jetzt lachen,
will hier mit dir wild tanzen,
verrückte Sachen machen.

Du musst mir ja nicht nachgeh'n
irgendwo anders hin;
und musst mich auch nicht führen.
Das macht doch keinen Sinn.

Lass uns gemeinsam bleiben
da, wo wir gerade sind.
Hier gibt es doch schon alles.
Dann sind wir wieder Kind.

Kommentar:

Rollenfrei

Hier steh'n wir nicht im Rampenlicht,

nichts zwingt uns, zu brillieren.

Jetzt sind wir ja nur unter uns.

Nichts können wir verlieren.

Was wir bedeuten für die Welt,

muss keine Rolle spielen.

Hier sind wir ja nicht ausgesetzt

dem strengen Blick der Vielen.

Von allen Rollen sind wir frei,

die wir da draußen spielen.

Hier geht es ganz allein um uns,

was wir jetzt zweisam fühlen.

Was wir für andere Menschen sind,
will ich jetzt schlicht vergessen;
will schmecken den Barolo-Wein
mit dir beim leck'ren Essen.

Im Ruhestand

(Rentnerlied)

Ich bin jetzt kein Gestalter mehr,
bin nur noch ein Verwalter,
der das, was wertvoll ist, erhält,
für kommende Zeitalter.

Nichts Neues mehr erschaffe ich,
genieß, was ich schon schuf,
und mache jetzt als freies Spiel,
was früher war Beruf.

Ich bin zu nichts berufen mehr,
niemand ruft mich zur Pflicht.
Kein Anderer sagt mir noch: „Du musst!“ -
und auch ich selber nicht.

Ich will jetzt keine Worte mehr
fügen zum Reim-Gedicht,
will sie nicht mehr bedeutsam machen,
belasten mit Gewicht.

Erleichtert will ich lachen nun,
weil nichts ich wichtig nehm',
anstatt Geschirr aus Ton zu brennen,
matsch ich im feuchten Lehm.

und:

Brenne bis zuletzt

Mein Feuer-Bruder!

Geh' nicht als ein Erlöschender
in das Erlöschen ein!

Brenne, mein Bruder!

Brenn' bis zuletzt
mit Kraft!

Wir sind doch Fackeln,
die lodern,
Sterne, die leuchten.

Wir brennen
oder wir sind nichts,
sind nicht.

(nach Hilde Domin, Appell)

Flache Wege, steile Wege

Ich kann noch Wege geh'n, die eng und steil sind,
nicht nur die breiten, flachen und bequemen.
Dafür danke ich Gott, für den gesunden Körper,
den er mir gnädig unverdient gegeben hat.
Dass der noch stark genug für solche Wege ist,
dazu hab' ich nur wenig beigetragen:
dass ich ihn nur in Maßen selbst geschwächt,
ihn nicht durch Gifte, Laster, Raubbau selbst geschädigt habe.

Ich will noch Wege geh'n, die eng und steil sind,
nicht nur die breiten, flachen und bequemen.
Dafür dank' ich mir selbst, für diese Haltung,
die ich aus eigenem Willen frei für mich gewählt,
für mich geschaffen und erhalten hab',
die auch kein Gott mir jemals gnädig schenken könnte,
weil ich mich immer wieder neu für sie entscheiden muss.

Ich will nicht nur behäbig und gemütlich schlendern
über gepflegte Promenaden und durch Schlossalleen,
auf Prachtboulevards, vorbei an Stadtpalästen,
nicht nur spazieren über schnurgerade Straßen,
geglätteten Asphalt bei jedem leichten Schritt,
den meine Füße auch alleine sicher fänden,
mit offenen Augen träumend - oder sogar blind.

Ich will auch wandern auf gewundenen Hirtenpfaden,
die ich mit Kraft ersteigen muss von Stein zu Stein,
auf denen ich die wachen Augen dazu nutzen muss,
vor jedem nächsten Schritt achtsam zu prüfen,
ob ich ihn sicher auch auf festen Boden setze
statt auf Geröll, das rutscht oder Gestein, das bröckelt.

Doch will ich nicht dort übermütig klettern,
wo Mauern oder Balken nicht mehr sperrend schützen,
Seile dem Griff der Hände keinen Halt gewähren,

Leiter die Füße nicht mehr sichernd stützen,
wo über der Schlucht hoch in der Felswand
tödlicher Absturz droht bei jedem Schritt,
bei jedem Tritt - auch wenn ich wachsam bin,
nicht Schrammen, Wunden oder schlimmstens Brüche,
wenn ich auf steilen Wegen stolper', rutsche oder falle.

Wer nur noch im Berechenbaren lebt,
im schon Vertrauten und schon lang Gewohnten,
erschlaft, ermüdet und schläft gähnend ein.
Ein nur entspanntes Leben, das ist nicht mehr spannend.
Ich steiger' meine Kraft nur, wenn ich steige,
auf flachem Grund schwindet sie mehr und mehr.
Und meinen Mut kann ich mir nur bewahren,
wenn ich mich immer neu in Unbekanntes wage.
Das Spiel des Lebens macht nur Sinn durch vollen Einsatz.
Jedoch es tollkühn-leichtsinnig aufs Spiel zu setzen,
das ist nur Unsinn, Wahnsinn - Übermut, kein Mut.

Ein Weg

Vor deinen Füßen liegt ein Weg, der schwierig ist?

Du klagst, der Weg sei dir zu eng und steil?

Sei froh und freu' dich! Du siehst einen Weg.

Du hattest keinen mehr so lange Zeit.

Du warst auf einem Weg, der keiner war.

Du gingst auf einem Weg, der zu nichts führte.

Du liefst im Niemandsland ins Nirgendwo.

Du gingst durch flaches Land,

doch drehtest dich im Kreis.

Dein Weg ist eng? Dein Weg ist steil?

Sei froh! Denn du hast einen Weg.

Und jeder Weg ist besser als im Kreis zu laufen.

Noch immer - nicht mehr

Heute will ich immer noch.

Morgen will ich nicht mehr.

So geht es hin und her.

Dies Hin-und-Her,

will ich das noch,

will ich das jetzt nicht mehr?

Ich weiß es nicht.

Dies Hin-und-her,

das will ich manchmal immer noch,

will es manchmal nicht mehr.

Körperkrieg

In meinem Körper tobt die Schlacht.

Ich wehre mich und halte Stand.

Das Virus greift mich heftig an,
drängt mich zurück bis an die Wand.

Ich bin gelähmt durch hohes Fieber,
das mir zur Hilfe eilt im Krieg.

Es lässt mich keinen Frieden finden,
doch sichert es mir ja den Sieg.

Ich hoffe nur, dass möglichst bald schon
der Streit der Waffen ist vorbei,
dass wieder ich all-eine herrsche
in meinem Körper, nicht mehr zwei.

Leider hat sich diese Hoffnung nicht erfüllt.

In den gut zwei Monaten, seitdem ich dies schrieb,
war ich nicht dauerhaft krank. Doch ich kränkelte durchgehend.

Das war nicht schlimm, nicht schrecklich, keine „Katastrophe“,
doch es nervte.

Es schränkte meine Lebensmöglichkeiten ein,
trübte meine Lebensqualität,
ließ mich nur auf Sparflamme leben.

Und seit einer Woche bin ich auch wieder richtig krank.
Schon wieder!

Deshalb jetzt die nächsten Zeilen:

Pillen-Frühstück

Ich komme nicht mehr runter.

Ich kann mich nicht mehr bücken.

Wenn ich mich falsch bewege,
fängt etwas an, zu zwicken.

Wenn das so weiter geht,
dann lauf' ich bald auf Krücken.

Schon morgens schluck' ich jede Menge Pillen,
rot, grün und blau - ein farbenfroher Haufen,
als wollte ich damit den Hunger stillen.
Ich hinke, humpel', kann kaum laufen.

Ist es denn nicht erbärmlich, so zu leben?
Die Firma Körper geht in Insolvenz.
Soll ich mir nicht schon jetzt den Freitod geben?
Vor mir liegt Wintereis, nicht Grün im Lenz.

Kommentar:

Gott sei Dank sind solche „Selbstmord-Phantasien“ bei mir nicht wirklich ernst gemeint; deshalb auch nicht nachhaltig.

Sie sind nur schwarze Wolken, die schnell vorbei zieh'n,
sich auflösen und wieder dem blauen Himmel Platz machen.

Manchmal löse ich sie auch selber auf, Sorge selbst dafür,
dass sie schnell weiter zieh'n.

Ich mache mir wieder klar,
dass ich ja nicht nur mein Körper bin.

Mein Körper verfällt zunehmend, geht den Bach runter,
geht bankrott -

doch nicht unbedingt auch meine Seele und mein „Geist“.

Meine Seele kann ja immer noch wachsen,
sich durch neue Erfahrungen bereichern,
sogar in „Alters-Weitsicht“ ihre Grenzen ausdehnen.

Mein Bewusstsein kann immer noch in das Unbegrenzte
eintauchen, als freies Tätig-Sein die Gegenwart gestalten.

Nur mein Körper geht unter,
doch der Körper ist nicht das Wichtigste.

Wie sich die Frage des Selbstmords stellen würde, wenn ich merken würde, dass ich dement würde - oder unheilbar krank, mit dauernden Schmerzen, die nicht mehr zu kontrollieren wären?

Würde ich dann sagen:

Ich habe lange gut gelebt.

Ich will nicht möglichst lang noch ungut leben.

Ich habe lang mit Pracht geblüht.

Ich will nicht möglichst lange welken.

Der Körper ist ein Unternehmen, das bankrott geht.

Ich will nicht seine Insolvenz verschleppen.

Gibt es - für mich - nicht Lebenszustände, Lebenspunkte, in denen es sich nicht mehr lohnen würde, das Leben weiter zu leben?

Ich weiß es nicht -

und muss es auch nicht jetzt schon wissen.

Gott sei Dank steht ja in diesen Zeilen ein vierfaches „würde“, das diese Lebenssituationen zu etwas Irrealem macht.

Sie könnten vielleicht irgendwann eintreten,
eine der vielen Möglichkeiten der Zukunft.
Doch sie sind nicht meine Wirklichkeit in der Gegenwart.

Die Frage des Selbstmords stellt sich jetzt nicht.
Ich muss sie daher jetzt nicht stellen und eine Antwort finden -
erst dann, wenn sie sich wirklich stellt.

Und vorher kann ich sie auch gar nicht wirklich beantworten -
höchstens aus einer Theorie, aus einer Welt-Anschauung,
Überzeugung heraus.

Doch ob ich dieser Theorie wirklich folgen werde,
aus der Überzeugung heraus wirklich handeln werde,
das weiß ich erst, wenn sich die Frage wirklich stellt.

Apropos Theorie - mir fällt Albert Camus ein und sein Sisyphos,
der Held einer absurden Welt.

Für Camus ist der Selbstmord das einzige „wirklich ernste
philosophische Problem. ... Die Entscheidung,
ob das Leben sich lohne oder nicht,
beantwortet die Grundfrage der Philosophie.“

Und die Welt ist für ihn absurd - ein sinnloses, nicht zu durch-
schauendes und nicht zu ordnendes Chaos - , gäbe also auf je-
den Fall Anlass, sich durch Selbstmord aus ihr zu befreien.

Doch Camus Antwort ist: Selbstmord lohnt sich nie -
weder körperlich noch „philosophisch“ als Flucht
in einen Glauben oder eine Ideologie.

Die einzige Lösung ist, die Absurdität des Lebens anzunehmen, sie zu nutzen, für sich zu gestalten.

Und das krasseste Beispiel für einen solchen absurden Lebensstil ist Sisyphos:

Der ist ja von den Göttern dazu verurteilt, einen schweren Stein einen steilen Berg hoch zu wälzen. Doch am Gipfel rollt der Stein wieder in den Abgrund zurück. (Vielleicht ist der Gipfel zu schmal, zu spitz, so dass er auf ihm nicht lagern kann.)

Sisyphos schiebt seinen Stein wieder den Berg hoch. Der Stein rollt wieder in den Abgrund. Das wiederholt sich - immer wieder, ohne Ende.

Doch es gelingt Sisyphos, den Stein zu seinem Stein, den Berg zu seinem Berg zu machen:

„Jedes Gran dieses Steins, jeder Splitter dieses durchnächtigten Berges bedeutet allein für ihn eine ganze Welt. Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen.“

Und Camus lässt seinen „Mythos von Sisyphos“ abschließen mit dem Satz:

„Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“

Nun, eine deutsche Dichterin hat durch ihren selbst gewählten Tod die Frage anders beantwortet:

An Karoline

Zu leben ist der Güter höchstes nicht.

Der Güter höchstes ist es, gut zu leben.

Nicht mehr zu leben, ist der Übel größtes nicht.

Der Übel größtes ist es, schlecht zu leben.

(frei nach Schiller)

„Glückliche, denen vergönnt ist,
zu sterben in der Blüte der Freude,
die aufstehen dürfen vom Mahle des Lebens,
ehe die Kerzen blind werden
und der Wein sparsamer perlt.“

(Karoline von Günderrode)

Das ist nicht Negation des Lebens aus Müdigkeit und Dekadenz,
es ist die Negation eines Lebens,
das diesen Namen nicht verdient.

(Richard Wilhelm, Die Günderrode)

Kommentar:

Hochrot

Du innig Rot,
bis an den Tod
soll meine Lieb' dir gleichen,
soll nimmer bleichen.

Bis an den Tod,
du innig Rot,
soll sie dir gleichen.

(Karoline von Günderrode)

Du gabst dir, Karoline, selbst den Tod¹,
als deine Liebe (scheinbar!) nicht mehr hochrot glühen konnte,
als deine Liebe - wie du dachtest -
bleichen musste.

Du hast geglaubt, was du geschrieben hast.

Du hast gelebt, was du geglaubt hast.

Andere Naturen -

ohne deine durch Kargkeit klare, kühne „Männer“-Seele,
himmels-stürmend, auf die Erde gezwängt
in einen unpassenden, dir fremden Frauenkörper²

ohne deine Schwermut, die dir ernsthaften Mut gab,
dir jedoch auch dein Leben schwierig machte;

ohne deine stand-hafte Charakter-Festigkeit,
die keine halbherzigen Kompromisse duldete,
dich dazu zwang, einen Weg konsequent zu Ende zu gehen;

ohne deine engende Tiefe,
die Handeln im Einklang mit deinen Idealen forderte,
dir keinen Spielraum, kein Abweichen erlaubte;

ohne deine Gewissenhaftigkeit, die dich wissen ließ,
was du dir schuldig warst, du anderen schuldig bliebst,
die dich so lange vorwärts trieb,
bis du nichts mehr schuldig warst und bliebst;

ohne deine sowieso stark ausgeprägte Sehnsucht nach dem Tod
als Tor zu einem weiteren, höheren, besseren Leben,
zum erhabenen Wieder-Eins-Sein mit dem Weltgeist³

hätten vielleicht einen anderen Weg gesehen und gewählt.

Deine Freundin Bettina Brentano,

die spielfreudig Kindliche, munter Leichtherzige,
manchmal Leichtsinnige, manchmal Leichtfertige,
flutterhaft Sprunghafte, Schmetterlingshafte,
durchs Leben Huschende, beschwingt Hüpfende,
leichtfüßig durch den Ballsaal Tänzelnde,
die lebhaft Lebendige, vor Lebenslust Fiebernde,
Funken Sprühende, glitzernd Funkelnde,
schillernd in vielen Farben Glänzende,
die Vielbe-gabte, Vielbe-liebte,

vielfältig Liebende, viel-seitig Gebende,
an Oberflächen über-reich weit in die Breite Fließende,
die unbedacht, unschuldig, unbekümmert
zum Ausdruck brachte und auslebte,
was sie grad zufällig erlebte,

hätte sich wahrscheinlich nie selbst das Leben genommen.

„O Jüngling, lern aus der Geschichte,
die dich vielleicht zu Tränen zwingt,
was für bejammernswerte Früchte
die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beispiel wohlerzogener Jugend,
des alten Vaters Trost und Stab,
ein Jüngling, der durch frühe Tugend
zur größten Hoffnung Anlass gab;

den zwang die Macht der schönen Triebe,

Climenen zärtlich nach zu geh'n.

Er seufzte, bat um Gegenliebe;

allein vergebens war sein Fleh'n.

Fußfällig klagt er ihr sein Leiden.

Umsonst! Climene heißt ihn flieh'n.

„Ja“ schreit er, „ja“, ich will dich meiden;

ich will mich ewig dir entzieh'n.“

Er reißt den Degen aus der Scheide,

und - oh, was kann verwegner sein!

Kurz, er besieht die Spitz und Schneide,

und steckt ihn langsam wieder ein."

(Christian Fürchtegott Gellert, Der Selbstmord)

Wer A sagt,
muss nicht auch B sagen.

Er kann auch sehen, kann auch sagen,
dass A falsch war, B falsch wäre.

(frei nach Brecht)

Wie viel Zeit

Ich weiss nicht, wie viel Zeit mir bleibt,
bis dass mich die Vergänglichkeit,
mit fester, klarer Hand zerreibt,
mich hin zum Ewigen befreit.

Ich hoffe nur, dass dies Vergehen
nur kurz sein wird und arm an Leid.
Dann will ich es mit Gleichmut nahen seh'n -
als lieben Freund - und gern für es bereit.

PS:

Das Lassen-Können, das war meine Stärke.
Durch Leben-Lassen habe ich gewirkt.
Im Leben-Lassen habe ich gelebt.
Ich will mich auch gelassen sterben lassen.

Kommentar:

Nun, die in diesen Zeilen leise und sanft anklingende Todes-Bereitschaft lässt sich sicher noch zu einer kraftvollen Todes-Bejahung steigern - und so ist es auch bereits geschehen:

Zwei „Weltliteratur-Schreiber“ haben den Tod als außergewöhnlichen Höhepunkt des Lebens gepriesen, als die Erfüllung eines langen Sehnsens im beglückenden Zueinander-Finden zweier Liebender.

Giuseppe Tomasi di Lampedusa „malt“ den Tod des Fürsten von Salina in bezaubernden, romantischen Farbtönen:

Der Fürst ist verwundert darüber, dass nur er allein das schon vor langer Zeit einsetzende Ausfließen des Lebensstroms aus seinem Körper bemerkt hat.

„Vielleicht hatte ihn nur Tancredi einen Augenblick verstanden, als er in seiner widerspenstig-ironischen Art zu ihm gesagt hatte:

„Großer Onkel, du hofierst den Tod, als wäre er eine schöne Frau“.

Jetzt war das Hofieren zu Ende: die Schöne hatte ihr Ja gesagt, die Flucht war beschlossen, das Abteil im Zug reserviert.“

.....

*Die nächsten Angehörigen
haben sich um den Sterbenden geschart.*

„Plötzlich schob sich durch die Gruppe eine junge Frau;
schlank, in einem braunen Reisekleid mit weiter Tournure,
in einem Strohhut, geschmückt mit einem Schleier mit kleinen
Kügelchen, der die schelmische Anmut des Gesichts
nicht verhüllen konnte.

Sie drückte leise mit dem Händchen im Gamslederhandschuh
die Ellbogen zweier Weinender auseinander,
sie entschuldigte sich, sie kam näher.

Sie war es, sie, das immer ersehnte Wesen, das ihn holen kam;
sonderbar, so jung war sie, und hatte sich ihm ergeben;
die Stunde der Abfahrt musste nahe sein.

Jetzt war sie bei ihm, ihr Gesicht dem seinen gegenüber,
sie hob den Schleier - und so, schamhaft, aber bereit,
in Besitz genommen zu werden,
erschien sie ihm weitaus schöner, als er sie je erblickt hatte -
dort in den Sternenträumen.

Das tosende Meer kam zur Ruhe.“

(aus „Der Leopard“)

Und Rabindranath Tagore sieht dem Tod
als glanzvolle, rauschhafte Hochzeitsfeier entgegen:

Was flüsterst du mir so leise ins Ohr,
o Tod, mein Tod?

Wenn die Blumen am Abend ihre Köpfe senken
und das Vieh heimkehrt in seine Ställe,
kommst du verstohlen an meine Seite
und redest Worte, die ich nicht verstehe.

Musst du *so* freien und werben um mich,
mit dem betäubenden Gift einschläfernden Murmelns
und kalter Küsse,
o Tod, mein Tod?

Wird es denn keine stolze Feier geben für unsere Hochzeit?

Willst du nicht mit einem Kranz
deine braungeringelten Locken umwinden?

Ist da keiner, der dir die Fahne voranträgt,

und wird die Nacht nicht in Flammen steh'n
von deinen roten Fackeln,

o Tod, mein Tod?

Komm mit dem Klang deiner Muscheltrumpeten,

komm in der schlaflosen Nacht!

Kleide mich in einen Purpurmantel,

fass meine Hand und nimm mich!

Lass vor meiner Tür deinen Wagen bereit sein

mit deinen ungeduldig wiehernden Rossen!

Heb meinen Schleier und blick mir keck ins Gesicht,

o Tod, mein Tod!

(Rabindranath Tagore, Der Gärtner, 81)

Das Tor

Der Tod, der ist vergleichbar einem Tor.

Das öffnet sich zu freien, lichten Weiten.

Das Stück des Weges, das noch liegt davor,

kann jedoch holprig sein, und schlammig sein Durchschreiten.

Es ist vielleicht ein Tunnel, lang, mit wenig Licht.

Ich seh' um mich herum nur dunkle, düstere Wand.

Ich tret' in tiefe Pfützen, denn die seh' ich nicht.

Das ist noch nicht das viel gepriesene Land.

Es zieht im Tor ein nasser, kalter Wind.

Und ungemütlich tropft es auch von oben.

Ich fühl mich wirklich nicht als das geliebte Kind

des Himmelsfürsten, dessen Gnad' wir loben.

Der Tod, der ist ein Fest, ein großer Ball.
Der VATER feiert, dass ich bin zurück.
Das Sterben aber, das ist schmerzhafter Verfall.
Es ist noch nicht das lang ersehnte Glück.

Der Ausgang aus dem Tor ist wundervoll.
Das Durchgeh'n jedoch, das kann leidvoll sein.
Verwelken ist für Blumen ja nicht wirklich toll.
Doch weiß ich ja: Bald blüh' ich neu im Sonnenschein.

Worte eines Tod-Geweihten

Das Insolvenzverschleppen hat begonnen.

Doch unaufhaltsam naht der baldige Tod.

Vorbei die Zeit der unbeschwerten Wonnen.

Der Himmel glüht im letzten Abendrot.

Noch mal Mallorca, La Gomera und La Palma.

Die Kiefern duften wieder würzig gut.

Ich spiel' noch einmal mit der Enkelin Halma.

Ich will noch einmal das tun, was mir gut tut.

Das, was wir Leben nennen, geht

dem Ende zu viel schneller als ich dachte.

Und eine dunkle Wolke dort am Himmel steht,

wo bisher ungetrübt die heitere Sonne lachte.

Jedoch auch hinter Wolken scheint ja stets die Sonne.

Die Wolken ziehen fort, die Sonne bleibt.

Und hinter Schmerzen in der Zeit ist ewige Wonne,

die herrscht in dem, was nicht in Körpern leibt.

*Für die Leser(innen), die mich auch persönlich kennen,
um einem Missverständnis vorzubeugen:*

Das ist kein autobiographischer Text.

*Ich hege die durchaus berechtigte Hoffnung,
noch einige Jahre zu leben.*

Zuletzt

Wohl ist es wahr, in Kurzem wird verhallen
das Zischen und das Klatschen um uns her.
Und Lob und Tadel hören wir nicht mehr.
Wir treten ab; der Vorhang ist gefallen.

Denn einer großen Bühne gleicht das Leben,
wo jeder Mensch als Künstler sich versucht.
Wohl uns, wenn als des Spieles letzte Frucht
die Edlen uns ein leises „Bravo“ geben.

Das Stück ist aus, die Fackeln sind verglommen.
Doch noch ein unsichtbarer Zeuge bleibt,
der in sein Buch mit ew'gen Lettern schreibt
das Gute, das er hat von uns vernommen.

(Stine Andresen, leicht geändert)

Finale

Der Tod, er ist wie ein Finale
in einem Happening, nur einmal als Premiere
gespielt auf der Aktionskunst-Biennale.
Es gibt kein Re-make, es ist auch Derniere.

Ich nehm' die Maske ab, die ich trug auf der Bühne.
Die Rolle ist gespielt, das Spiel ist aus -
der Fluxus namens „Liebe: Lust und Leid.“
Ich zeige mein Gesicht, hör' glücklich den Applaus,
verdient auch für den Einsatz, den ich gab,
fahr' - dankbar für die Blumen - weg nach Haus'.

Kommentar:

Auf der Bühne ist der Platz begrenzt.

Den Platz, den wir ein-nehmen,
nehmen wir anderen weg.

Wir müssen ihnen Platz machen.

Nur, wenn wir abtreten,
können sie auftreten.

Nur, wenn wir keine Rolle mehr spielen,
können sie eine Rolle spielen, ihre Rolle spielen.

Und das Stück geht weiter -
auch ohne uns.

Steve Jobs

(als er schon wusste, dass er Krebs hatte):

„Der Tod ist das Fortschrittlichste, was es gibt.

Er schafft Platz für Neues.“

Silvester

(Jahrestod - Jahresgeburt)

„Das alte Jahr, das endet.

Ein neues Jahr fängt an.“

„Das muss man doch nicht sagen.

Das weiß doch jedermann.“

„Doch vielleicht sieht nicht jeder,

was auch weiß jedes Kind:

Nur weil das alte endet,

das neue Jahr beginnt.

Das alte muss versinken

Im Nebelland der Zeit -

nicht mehr lebendige Frische,

tote Vergangenheit.

Vielleicht war das mal anders,

bevor die Zeit es gab.

Da gab es keine Wiege.

Da gab es auch kein Grab.

Doch ist für uns schon lange

die Ewigkeit verloren.

Es muss erst etwas sterben.

Dann wird es neu geboren."

(geschrieben -

und damit in die Zeit erstarrt -

am Sterbetag

des 2018. Jahres

nach der Geburt Jeshuas, des Messias,

der geboren wurde,

um für alle zu sterben,

damit durch sein Sterben

alle neu geboren werden)

Was wirkend, wirklich, wichtig bleibt

Ich werde irgendwann noch da,

doch nicht mehr hier sein.

Sei dann nicht allzu traurig!

Ich bin zwar nicht mehr hier,

doch viel bleibt hier von mir.

Was ich geschafft hab' ,

ist dann nicht mehr wichtig.

Doch weiter wirkt,

was ich geschaffen hab'.

Kommentar:

Napoleon

Er dehnte Frankreichs Grenzen aus.

Frankreich schrumpfte wieder.

Sein Code Civil gilt immer noch,

wirkt weiter - auch noch heute.

Es kann die Spur von meinen Erdentagen

nicht in Äonen untergeh'n.

....

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt

geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

(Goethe)

Am Ende gleich

Im Leben bist du klein, bist groß,
Not leidend oder reich.
Der Tod, der setzt den Hobel an,
und hobelt alle gleich.

Kommentar:

Es gibt Bäche, Flüsse, Ströme -
schmale, breite, kurze, lange.
Sie sind viele, fließen anders.
Doch am Ende münden alle
in dasselbe eine Meer.

Es gibt Arme, es gibt Reiche,
gibt Gesunde und gibt Kranke.
Menschen leben ganz verschieden.

Doch am Ende aller Leben
steht für jeden gleich der Tod.

„Regen, Hagel und Schnee sind verschieden.
Doch wenn sie gefallen sind,
werden sie alle zum gleichen Wasser
des Flusses im Tal.

Viele Wege führen den Berg hinauf.
Doch auf dem Gipfel sehen wir alle
den einen strahlenden Mond.“

(Ikkyù, Gedichte von der verrückten Wolke)

Immer weiter

Die Welt ist keine Scheibe.

Die Welt hat keinen Rand.

Die Welt ist eine Kugel.

Wo sie anscheinend endet,

hört sie nur scheinbar auf.

Auch da geht es noch weiter.

Irgendwohin.

Irgendwie.

Immer.

Fluch und Segen

Dass nichts stehen bleiben kann;

dass alles weiter gehen muss:

ein Fluch

Dass nichts stehen bleiben muss;

dass alles weiter gehen kann:

ein Segen

Reisen in Zeit und Raum

Daheim und unterwegs

Ich will ja, ich will ja, ich will ja nach Sevilla,
auch wenn es wär' zu Hause bill'ger.
Doch ist es nicht nur mein Bestreben,
in Richtung Süden zu entschweben,
dorthin, wo oft die Sonne scheint,
(der Strand ist deshalb glühend heiß)
wo viele in die Nacht rein leben.

Ich will auch in die Gipfelhöhen
der Alpen, wo der Schnee so weiß,
und will mich auch zum Nordpol wenden -
nach Grönland, in das ewige Eis.

Warum nicht in die Ferne schweifen,
nur weil das Gute liegt auch hier,
nur weil es nah genauso schön ist,
es hier doch gibt sehr gutes Bier?

Es gibt hier viel, was gut, was schön ist,
jedoch nicht alles, was sich lohnt.

Es gibt den Mond von Wanne-Eickel,
der voll und rund am Himmel thront.

Es gibt den Reichswald, üppig grün,
auch roten Mohn und gelben Raps,
die auf den Feldern leuchtend blüh'n.

Um 11Uhr gibt es hier nen Schnaps.

Was es nicht geben kann hier, ist die Wüstennacht,
in der die Sterne funkeln hell und wunderbar,
unglaublich viele und erstaunlich nah,
auch nicht der kahlen Felsen Farbenpracht,
auf die das Licht des Sonne fällt so rein und klar.

Doch bleibe ich auch gern zu Hause,
dort, wo es warm ist, doch nicht heiß,

wo jeder meinen Namen weiß,
dort, wo es kühl ist, doch nicht kalt,
im Herbst das Laub sich färbt im Wald,
wo ich nicht friere, ich nicht schwitze,
behaglich ich im Garten sitze.

Alle Wege führen (wieder) nach Rom

Verfallen zu Ruinen sind die Tempel
des Forums und des Palatins Paläste.
Der Kapitol ist heute ein Museum,
bewundert für den Reichtum seiner Schätze.
Von der Tribüne, wo einst Cato sprach,
gibt es jetzt nur noch kümmerliche Reste.

Was in dir wo geschah, bleibt jedoch unvergessen.
Man weiß, wo Cäsar starb, erdolcht von vielen Händen.
Genau am Tatort kann man jetzt gut essen.
Und wie er starb, das steht in manchen Bänden.

Kein Feind von außen konnte dich besiegen.
Das tatest du selbst in vielen inneren Kriegen,

aus Überheblichkeit und Eigensinn geboren.

Am engen Denken einer Kleinstadt hast du festgehalten,
dich sträubend gegen Wandel deinen Thron verloren.

Erst durch dich selbst geschwächt konnten auch hohe Mauern
dich gegen Goten und Wandalen nicht mehr schützen.

Dem, der sich selber schädigt, folgend seinen Zwängen,
dem können auch die besten Waffen nicht mehr nützen.

Germanenherrscher konntest du nicht hindern,
dich zu erobern mit Gewalt und zu berauben.

Was du oft selbst getan, geschah jetzt deinen Kindern.

Jetzt rächte sich die Saat, die du so lang gesät
durch Unterjochen, Sklaverei und Völkermord.

Die Strafe ließ dir Zeit, traf dich erst spät.

Das Rad des Schicksals wartete geduldig,
bis du dir selbst genommen deine Kraft und Macht.

Jetzt tagte der Gerichtshof, sprach dich schuldig.

Sein Urteil im Vergleich zur Tat war mild und sacht.

Durchaus gerecht wär' es gewesen, für das Leid
rechtloser Menschenmassen und das Meer von Blut,
das du erbarmungslos vergossen hast mit Rohheit,
vernichtet wie Karthago zu verschwinden,
damit maßlose Gier begrenzt wird durch Vergänglichkeit.
Die Rächer jedoch ließen dich am Leben.
Du zahltest nur mit wenig Hab und Gut.
Sie raubten dir nur einen kleinen Teil der Beute,
die du einst selbst geraubt aus blindem Übermut.

Germanenheere wollten dich zwar plündern.
Sie wollten dich jedoch nicht ganz zerstören.
Geblendet von vergangenem Ruhm und Glanz
konntest du sie verzaubern und betören.
Sie ließen dich mit Großmut weiterleben.
Vielleicht war das nicht gnädig, war sogar gerecht.
Du hast nicht nur genommen, hast auch viel gegeben.

Das bürgerliche Recht ist dein Vermächtnis.

Und an der Mosel wachsen nur durch dich die Reben.

Was sich in dir bewährt hat, wollten sie bewahren
es sich zu eigen machen, für sich selber nutzen,
so dass es weiter wirkt auch noch nach vielen Jahren.

Von Norden zog so mancher deutsche König

zu dir, getrieben vom Verlangen,

der König unter Königen zu werden,

endlich die Kaiserkrone zu empfangen

vom Papst, dem Bischof Roms, dem Erben der Cäsaren.

Und Boten anderer Herrscher eilten her, damit er wisse,
dass eine Heidenflut bedroht das Christenland.

Sie wandten sich um Hilfe an den höchsten Priester,
damit ein Heer zur Rettung ward gesandt.

Und andere baten ihn, als Oberherr zu richten,
damit nicht Christen Christenblut vergießen,
lieber als Schiedsmann ihren Streit zu schlichten.

Dein Untergang war nur ein Übergang
zu anderer Größe, anderer Weltenmacht.
Aus Trümmern ist erstanden neue Pracht.
Die Macht des Schwertes, deiner Legionen,
die hast du selbst verspielt, hast du zu Recht verloren.
Sie ist verwandelt in die Glaubensmacht,
mit der dein Bischof herrscht nun über Weltregionen.
Du wurdest oft gezwungen, dich zu wandeln.
Dich selbst zu wandeln, warst du nicht bereit.
Du wolltest starr und stur fest halten am Alten,
das nicht mehr passte in die neue Zeit.
Was einmal galt, sollte für immer walten.
Du bist ein Sinnbild der Beständigkeit.

Du bist bewundert und verhasst seit Kindertagen,
gefürchtet und verehrt seit Tausenden von Jahren.
Doch nie warst du bedeutungslos, hattest du nichts zu sagen.
Du alte Stadt, die man die ewige nennt:

Du bist vielfach zu tadeln, bist vielfach zu loben.
Vielleicht bist du ja wirklich aus der Zeit gehoben.
Dein Licht ist warm, kaltblütig ist dein Schatten.
Es gab in dir viel kühnen Mut der Löwen,
gab auch viel Hinterlist der Schlangen und der Ratten.
Teils schwarz, teils weiß, nie grau sind deine Gaben.
Nur kräftige Farben kennst du, keine matten.
Sogar im Laster und Verbrechen bist du noch erhaben.

Du hattest, Roma, immer zwei Gesichter;
vielleicht, weil du - gelesen rückwärts - Amor bist.
Du brachtest Trauerflor, jedoch auch frohe Lichter,
das ganze Leben, wie es nun mal ist.
Gewalt und Liebe, das sind deine Seiten,
die du gezeigt in allen deinen Zeiten.
Du bist die Stadt, die nie gestorben ist,
in der man nie, was einmal war, vergisst.

Du alte Stadt, zur Ewigkeit geboren:
Von beiden Kräften bist du auserkoren.
Pfleg' doch die eine in der anderen Kraft!
Sei doch die Liebe, die mit sanfter Macht,
sei starke Macht, die liebevoll erschafft!

Am 15. März

Heute

vor vielen Jahren

starb Cäsar -

der Hochbegabte,

der Weltbeweger,

der Völkermörder.

Er wurde erdolcht.

Mich will keiner morden.

Warum sollte einer?

An dir

Caesar beging an dir den ersten Völkermord:
er metzelte zwei Stämme der Germanen nieder.
So machte er aus dir die streng bewachte Grenze Roms.
Doch nach 400 Jahren kamen sie viel stärker wieder.

An dir brachten die Alemannen und die Franken
(wegen der Franken endet mancher Ort an dir mit „heim“.)
trotz aller Gegenwehr Roms Macht ins Wanken.
Das war notwendig für den Fortschritt, musste sein.

Sie nutzten weiter, was einst baute Rom:
die festen Lager und die gut geschützten Städte.
In der Colonia erhebt sich kühn der Kölner Dom.
Auf Römergrund liegt auch der Dom zu Speyer.

Die Nibelungen zogen von dir weg zur Donau fort,
zu deiner großen Schwester, in den Untergang.
Noch immer liegt - man weiß nicht, wo - ihr Hort
auf deinem Grund verborgen und verloren.

Nicht nur der Meister Eckhardt war an dir daheim.
Erasmus kam von Rotterdam, von Bingen Hildegard,
(Thomas von Kempen passt nicht in den Reim),
Anna von Kleve, und auch Rembrandt hieß „van Rijn“.

An dir trinkt man hier Kölsch, trinkt man dort Alt,
man isst gern Sauerbraten, in der Pfalz Saumagen.
An deinen Hängen wächst nicht nur der Rieslingwein.
Auch Grauburgunder reift auf guten Lagen.

Dass Loreley an dir sich ihre Haare kämmte,
weiß schon die ganze Welt, das weiß ich nicht alleine.
Es ist etwas, was ich nicht mehr erzählen muss.
Das tat vor langer Zeit schon Heinrich Heine.

„Was bist du heute?“, will ich dich jetzt fragen.

Du bist nicht mehr der Grenzfluss aus den Römertagen.

Du bist Europas stark belebte Mittelachse.

Die Türme, die an dir hoch in den Himmel ragen,
sind nicht mehr Burgruinen, sind jetzt Stromkraftwerke.

An deinem Lauf verdichten sich die Industrieanlagen.

In deinen Ballungsräumen ballt sich auch die Wirtschaftskraft.

Wer an dir wohnt und lebt, hat wenig Grund, zu klagen.

Kommentar:

Der Abstammung nach bin ich ein „Franke“ vom Niederrhein, wenigstens mütterlicherseits. Meine Großeltern sprachen untereinander noch Klever Platt, eine niederfränkische Mundart. Weil ich ihn oft hörte, kann ich diesen Dialekt verstehen. Aber ich lernte nicht mehr, ihn auch zu sprechen, weil mein Vater als Vertriebener aus Hinterpommern kam und meine Eltern deshalb miteinander und mit mir nur Hochdeutsch sprachen. Und meine eigenen Söhne können Niederfränkisch weder verstehen noch sprechen. Das scheint das übliche Schicksal vieler Dialekte zu sein.

Ich bin viel gereist und wenigstens in Europa weit herumgekommen, doch gewohnt und gearbeitet habe ich immer am Rhein (oder jedenfalls in seiner unmittelbaren Nähe).

Geboren und zur Schule gegangen bin ich in Kleve, der alten Herzogstadt, der Heimat der oben erwähnte Anna, unterhalb der Moräne, die hier seit der Eiszeit die Rheinebene begrenzt.

Studiert habe ich in Köln, der Colonia Claudia Ara Agrippinensium (CCAA), der alten Hauptstadt der römischen Provinz Niedergermanien und mittelalterlichen „Hauptstadt“ des „Heiligen römischen Reichs deutscher Nation“.

Gearbeitet habe ich dann in Wesel, der wichtigen Hanse- und preußischen Festungsstadt.

Danach etwas flussabwärts in Rees.

Jetzt bin ich seit mehr als 20 Jahren in Xanten tätig, der ehemaligen Colonia Ulpia Traiana, die natürlich wie alle größeren Römerstädte in der Region auch am Rhein liegt.

Und seit mehr als 30 Jahren wohne ich in einem Dorf, das so nahe am Rhein liegt, dass man bei Westwind das Tuckern der Schiffe auf dem Fluss hört.

In meinen ersten Lebensjahren war der Rhein noch viel mehr als heute eine Grenze, die seine beiden Ufer trennte. Es gab noch keine Brücken zwischen Nijmegen (Nimwegen) und Wesel, nur Fähren. Nur selten kam ich auf die andere Rheinseite, die „gönne kant“. Meine Eltern fuhren mit mir viel häufiger in das benachbarte niederländische Gelderland - zum Einkaufen nach Nijmegen oder zum Waldbeeren Pflücken in die Maas Duinen - als ins Münsterland. Was auf der anderen Seite des Flusses lag, war unbekanntes Deutschland.

Später - als Jugendlicher und junger Erwachsener - wollte ich immer weg. Der Niederrhein war mir zu langweilig. Ich hatte Fernweh nach Ländern, die spektakulärer, großartiger waren, nach Hochgebirgen, Küsten, tiefen Schluchten - und nach Weltstädten, in denen was los war, in denen es viel zu sehen gab. Hauptsächlich zog es mich - wie meine fränkischen (und vielleicht römischen) Urahnen - nach Süden und Südwesten, nach Frankreich, Spanien und Italien.

Heute bin ich froh, am Rhein zu leben.

Wenn meine Enkelin zu Besuch kommt, die selbst ein paar Kilometer vom Strom entfernt bei Düsseldorf wohnt, fahren wir oft mit dem Fahrrad (der Niederrhein ist ja eine hervorragende Radfahrregion; nur in den Niederlanden gibt es eine noch bessere Infrastruktur für das „Fietsen“) zu einer Stelle, wo eine Buhne den Rhein einengt und seine Strömung noch schneller macht, als sie sowieso schon ist. Oben auf dem Deich erinnert ein Steinkreuz daran, dass Churchill hier 1945 mit der britischen Armee den Rhein überquerte. Eine beeindruckende riesige Kopfweide lädt dazu ein, beklettert zu werden. Wegen der Buhne kann man hier gefahrlos die Füße im Wasser baden. An anderen Stellen ist das lebensgefährlich. Viele haben schon die Strudel des Flusses unterschätzt und ihren Leichtsinn mit dem Leben bezahlt.

Vor allem gibt es hier fast immer etwas Interessantes zu sehen. Meistens fährt mindestens ein Schubkahn vorbei, schwerfällig, stark beladen und tief im Wasser liegend flussaufwärts, viel schneller durch die Wellen gleitend, entladen und von der Strömung getragen flussabwärts. Oft sind viele Schiffe gleichzeitig zu sehen. Auf keinem Fluss Europas ist der Schiffsverkehr ja so dicht und rege.

Diese Stelle am Rhein ist eine der Lieblingsorte meiner Enkelin. Und sie ist inzwischen auch zu einem meiner Lieblingsorte geworden.

Niederrheiner - doch nicht nur

Ich bin ein Niederrheiner, „Franke“ -

doch nicht allein.

Ich bin nicht „Franke“ gegen Bayern, Schwaben, Thüringer.

Ich bin auch Deutscher.

Im Deutschen ist der „Franke“ aufgehoben

(in dreifacher Bedeutung).

Ich bin ein Deutscher -

doch nicht allein.

Ich bin nicht Deutscher gegen Polen, Spanier und Russen.

Ich bin auch Europäer.

Im Europäer ist der Deutsche aufgehoben.

Ich bin ein Europäer -

doch nicht allein.

Ich bin nicht Europäer gegen Inder, Araber, Chinesen.

Ich bin auch (manchmal) Mensch.

Im Menschen ist der Europäer aufgehoben.

Hochrhein-Reime

Das schmucke Stein reimt sich auf „Rhein“
und auch zu Recht auf „fein“.
Doch reimt sich leider Basel
nur unschön auf „Gefasel“.

Und das passt nicht zu dieser Stadt,
die so viel Geist gesehen hat,
wo man Erasmus ehrte,
in der auch Nietzsche lehrte.

Zum Glück reimt auf „Schaffhausen“,
sich ja „des Rheinfalls Brausen“.
Und auf das Kloster Rheinau
reimt sich ja stimmig „Weinbau“.

Es reimt sich Stein auf Rhein von selbst,
ganz leicht und ohne Kampf.
Doch einen Reim für Basel find'
ich leider nur mit Krampf.

Vom Rhein zur Rhone - und zurück (im Alemannenland im Jahr 2021)

Wir kamen in das Land der Alemannen
vom Norden - aus dem Land der Franken -
am Bodensee, dem Herz von Schwaben,
dem alten Stammesherzogtum,

zur Insel Reichenau, auf der
bereits vor mehr als tausend Jahren
die Buchkunst und der Weinbau blühte
in Klöstern, allseits wohl-bekannt;

darauf zur reichen Reichsstadt Konstanz,
wo vom Konzil drei Päpste abgesetzt,
dann einer neu gewählt wurd',
die Kirche auch - das Wort des Königs brechend -
Johannes Hus verbrannte wegen Ketzerei.

Wir streiften dann im Süden und im Westen
am Rand des Schwabenlands entlang,
hier auch der deutschen Sprache Grenze.

Und mehrfach überquerten wir die Wasserscheide,
die in Europa nord- von südwärts trennt -
von schlichten Walserhäusern am Averser Rhein
zu reich geschmückten an der Ober-Rhone,
(wo noch le Rhone der Rotten heißt);

erneut zurück dahin, wo alles Wasser
schließlich im Rhein zur Nordsee fließt -
nach Freiburg, das im Üechtland liegt
(nicht das bei uns bekanntere im Breisgau),
Fribourg - am „Röstigraben“, der Sarine, der Saane,
wo man Französisch spricht an einem Ufer,
am anderem Ufer jedoch Schwyzerdütsch.

Am Ende unserer Reise durch das Alemannenland
dann Strassb(o)urg, wo Europas Spaltung
in Treue-Eiden sich einst zeigte,
heut' jedoch ein Symbol der Eintracht -
die Stadt, die ausgewogen stimmig
in sich Französisches mit Deutschem
vermischt, verbindet und vereint.

Kommentar

Mit den Treue-Eiden gemeint sind hier die „Straßburger Eide“
im Jahr 842, mit denen sich zwei Enkel Karls des Großen
gegen den dritten verbündeten.

„Aber warum drückt sich denn in einem Sich-Verbünden,
Sich-Verbinden Trennung und Spaltung aus?“, wirst du,
liebe Leserin, vielleicht fragen.

Nun, weil es sich bei den Vertragspartnern u. A. um Karl den
Kahlen, den König des Westfrankenreichs, und Ludwig den
Deutschen, den König des Ostfrankenreichs handelte, die sich

zur gegenseitigen Unterstützung gegen ihren Bruder Lothar verpflichteten, dem sie gemeinsam das Zwischen-Land in der Mitte streitig machen wollten, die wertvollsten Gebiete des Gesamtreichs, das dieser als der Erstgeborene samt der Kaiserkrone geerbt hatte. Und daraus, dass ihnen das auch gelang, sie das Gebiet Lothars unter sich aufteilen konnten, entstand schließlich die Rivalität zwischen dem späteren Deutschland und Frankreich, die Europas Geschichte leider Jahrhunderte lang geprägt hat.

Noch aufschlussreicher ist jedoch bei den Straßburger Eiden etwas Anderes:

Sie zeigen als erstes Dokument, dass sich das Frankenreich in zwei Sprachgebiete aufgespalten hatte, in ein romanisches im Westen und ein westgermanisches im Osten - und dass man in einem Reichsteil die Sprache des anderen nicht mehr verstand. Die Eidesformeln wurden in beiden Sprachen gesprochen, in einem Vorläufer des heutigen Französischen und in einem rheinfränkischen Dialekt, insgesamt von vier Personen, neben den Königen noch von deren Haupt-Vasallen; von den Königen quasi „überkreuzt“ in der Sprache des anderen Landesteils, von den Vasallen in ihrer eigenen. Das deutet darauf hin, dass die beiden Brüder noch zwei-sprachig waren, die Vasallen jedoch nicht mehr, und dass die Könige gezwungen waren, in der Sprache des Bruders zu sprechen, weil sie in der eigenen von dessen Vasall nicht mehr verstanden worden wären.

Worms

Im Einklang hörtest du das Lied der Christenheit,
doch auch der Zwietracht und des Zwiespalts schrillen Ton.
In deinen Mauern sahst du oft die Kraft der Einigkeit,
doch auch Verfall und Schwäche als der Trennung Lohn.

Schon Karl der Große weilte viel in dir.
Du warst wohl einer seiner Lieblingsorte.
Selbst seine Hochzeit feierte er hier.
Auch später hörtest du oft Herrscherworte¹.

Doch bist du auch die Stadt von Zwist und Streit,
an dessen Ende jeder weint und keiner lacht,
der Kopf und Herz verwirrt, durch Hass entzweit,
ein Racheengel schnell erneuten Kampf entfacht.

Der Zwist der -hildes² war ein Quell von Leid.
Die Nibelungen gingen in die Falle.

Erwachsen nur aus Eitelkeit und Neid,
führte der Streit der Zwei zum bitteren Tod für alle.

Es tagte oft in dir geeint des Reiches Macht³
Von hier gebot der Kaiser allgemeinen Frieden,
von ihm mit starker, strenger Hand bewacht.
Doch wurden auch hier Geist und Welt geschieden.

In dir begann und endete das wütige Sich-Fetzen⁴,
das zwischen Papst und Kaiser ablief um das Recht,
die Kirchenfürsten auf den Bischofsstuhl zu setzen.
Dass sie sich heftig stritten, war für beide schlecht⁵

Es machte keinen Sinn, sich zu bekriegen.
Da Geist die Welt braucht, Welt die Geistesmacht,
konnten sich beide Kräfte ja gar nicht besiegen.
Sie haben sich nur selbst geschwächt durch Bann und Acht.

In dir sprach Recht das höchste Reichsgericht.

Der Reichstag gab Gesetz, das alle band.

Doch widersprach ein Mönch hier vor des Richters Angesicht:

„Ich hör’ allein auf Bibelwort - und prüfenden Verstand.“

Es flammte auf des eigenen Glaubens Licht.

Die Kunde davon flog schnell übers Land.

Es sagte Luther kühn: „Ich widerrufe nicht.“⁶

Schon bald entstand daraus ein Weltenbrand.

Du bist also die Stadt der Eins und auch der Zwei,
wo man einstimmig ruft und wo man widerspricht.

Nur selten fandest du Erlösung in der Drei,
die eins und zwei ist, und zugleich auch nicht.

PS:

Das Handeln Luthers zeigt uns nebenbei:

Die Eins ist nicht stets besser als die Zwei.

Die Menschen, die sich immer willig fügen,
sind doch als einfältige Mitläufer zu rügen.

Es ist nicht richtig, immer „Ja“ zu sagen.

Manches muss man bei manchen auch verneinen.

Nicht alles darf man glauben, muss zu fragen wagen.

Manchmal muss man (sich) trennen, kann nicht alles einen.

Kirchentüren

Durch diese Türen teilt sich die Gewalt,
die lange Zeit der Menschen Leben lenkte,
in weltliche und geistliche Gestalt.

Und hinter ihnen liegt der Pilger Ziel
(und tagte manchmal sogar ein Konzil),
nach mühevolem Weg endlich erreicht,
für Flüchtende das schützende Asyl.

Noch immer trennen sie den Lärm von Stille.
Hier herrscht das grelle, dort gedämpftes Licht.
Doch herrscht jetzt über uns der eigene Wille.

Der fesselt uns oft mehr als fremde Macht.
Wir sehen nicht, weil er uns viel zu nah,
dass auch in ihm höhnisch der Teufel lacht.

Rosenfenster

Du gleichst des Rades Speichen und der Sonne Strahlen:

Als Rad bist du ein Bild der „ewigen Wiederkehr“,
der Zeit, die sich im selben Kreis für immer dreht,
nicht der, die schreitet fort zu immer mehr.

Du bist der Anfang, der sich selbst am Schluss versteht.

Wo du dich drehst, fließt aus zum Raum die Zeit.

Die Zeitenende weitet sich zum off'nen Raum.

Wo das geschieht, sei für den Gral bereit!

Die höchste Wandlung ist nicht länger ferner Traum.

Als Strahlen gleichst du der getreuen Gottesliebe,
die von der Mitte aus sich dehnt nach allen Seiten,
der Schöpfung, die sich nicht erschöpft im Weltgetriebe,
die ewig sich verströmt in unbegrenzte Weiten.

Du bist gleich stark in jede Richtung ausgerichtet,
strebst nicht nur hier hin, dort hin jedoch nicht.
Du bist nicht nur einer Partei allein verpflichtet,
bist frei für alles wie das Sonnenlicht.

In dir erscheint erhaben Gottes Herrlichkeit.

Du bist Bewegung, die auch in sich ruht.

Du bist sichtbarer Ausdruck der Vollkommenheit.

Dich anzuschauen tut den Augen gut.

Kommentar:

Natürlich ist die Grundform, auf der jedes Rosenfenster beruht, der ganze, ungeteilte Kreis, allein oder in phantasievollen Anordnungen zu allen Zeiten gestaltet worden.

Da, wo man den Kreis durch ein steinernes Maßwerk aufgliederte, lassen sich drei Entwicklungsphasen unterscheiden:

Während der in sich ruhenden Romanik waren die Rosenfenster meistens Radfenster

in der „strebenden“ Gotik meistens Strahlenfenster

und als sich die strenge, festgefügte mittelalterliche Ordnung auflöste in das vielfältige Spiel unterschiedlicher Kräfte, entstanden die „verspielten“ curvilinearen und Flamboyant-Fenster.

Luzern

Du hast als erste Stadt dich mit dem Land verbündet,
das mit dir liegt am viel-verzweigten See.

Du hast durch dieses Band die Schweiz begründet.

Du bliebst ihm treu trotz vielem „Ach“ und „Weh“.

Schon bald behindern Hügel deine Sicht nach Norden.

Zur Mittagssonne gibt der See dir freien Blick.

Durch Handel mit dem Süden bist du groß geworden.

Der Fernweg nach Italien war dein Glück.

Dem Süden bliebst verhaftet du im Glauben,

auch als das Neue lange schon vom Norden kam.

Das konnte dir die Hauptstadtrolle rauben.

Du hieltest fest an zu viel „altem Kram“.

Du wurdest überholt von Zürich, Basel, Bern
als Firmenstandort und als Sitz von Banken.
Die Luft in dir verpestet kein Chemiekonzern.
Und auch der Börse Kurs lässt dich nicht schwanken.

Gerade deshalb kommen die Touristen
aus vielen Ländern, selbst aus Asiens Ferne.
Du bist beliebt bei Geigern und Cellisten.
Auch Richard Wagner weilte in dir lang und gerne.

Wer in dir leben darf, der ist gesegnet.
Im milden Licht des Sees gedeiht das Glück.
Auch wenn es doch recht häufig in dir regnet:
Wer einmal dich besuchte, kommt zurück.

Amsterdam im Zeitenwandel

Es ankert heut' das Schiff in Amsterdam -
durch Handel mit Gewürzen groß geworden,
auf vielen Pfählen in den Sand gebaut,
so wie Venedig, doch in Hollands Norden.

Das Boot, es gleitet langsam durch die Grachten,
die kaum noch fließen, die fast stille seh'n.
Ich kann vom trüben, trägen braunen Wasser
auf schmale, hohe, schmucke Häuser seh'n.

In einem solchen Haus verbarg sich Anne Frank.
Hier wohnten einst Spinoza und auch Rembrandt.
Ostindiensegler luden hier nach kühner Seefahrt
für „Pfeffersäcke“ noch mehr Reichtümer an Land.

Die Wassergräben werden längst nicht mehr
als Müllkanal, der übel stinkt, missbraucht.

An manchen riecht man heute stark die Koffeeshops,
wo Jung und Alt legales Haschisch raucht.

Im Walletje da bieten Frauen nach wie vor
sich Freiern an in grellen Rotlichtfenstern.
Huschen am Zeedijk noch die Drogendealer
vorbei wie lichtscheue Gespenster?

Es liegen keine Hippies mehr im Vondelpark.
Die Hausbesetzer gibt es auch nicht mehr.
Es tobt nicht mehr der Aufruhr in den Gassen.
Doch immer noch herrscht dort das Fietserheer.

Du, Amsterdam, bist nicht mehr größter Hafen,
bist jedoch Hollands größte Stadt geblieben.
Du selber bist nicht träge wie die Grachten,
noch immer rege, rührig, lebensvoll getrieben.

Im Land der Friesen

(gemeint ist die niederländische Provinz Fryslân)

In Friesland gibt es keine hohen Berge.

Zum Himmel ragen dort nur Schiffsmast, Kirchturm, Deich -
verglichen mit den Alpen nicht mal Zwerge.

Doch macht ja keinen Sinn solch ein Vergleich.

Das Friesland, das ist ein Land am Meer -
mit vielen Grachten, Zugbrücken und Schleusen.

Fast überall herrscht reger Schiffsverkehr.

An mancher Hauswand hängen graue Reusen.

Ortsnamen enden häufig hier mit „-um“.

Den Grund dafür, den kann ich dir nicht sagen.

Auf vielen Deichen laufen Schafe rum.

Das war schon so an längst vergang'nen Tagen.

In manchen Dörfern gibt es noch den Häuptling,
wie es in alten Zeiten Recht und Sitte war.
Trägt er vielleicht noch einen Runenring,
der ihn beschützt bei drohender Gefahr?

Die Friesen leben heute ganz modern.

Zu glauben, dass sie dumm sind, wäre dumm.

Doch hat das Vorurteil schon einen harten Kern:

Ein Friese denkt - wie ein Kanal - gerade,
nicht verwinkelt krumm.

Dresden

Dresden, was warst du?

Dresden, wo stehst du?

Dresden, wohin gehst du?

Ein viel bestauntes Wunder warst du damals,
als du, nicht mehr erwartet, doch noch starbst
im Bombenhagel einer düsteren Winternacht,
sinnloses Opfer später Rache, Ernte der Vergeltung,
gesät durch eigene Zerstörungsmacht.

Aus Schutt und Trümmern bist du auferstanden
zu deiner alten, neu erschaffenen Pracht.

Ein Wunder bist du heute als ein Feuer
des Glaubens und der Hoffnung, willensstark entfacht.

Ein Wunder bist du heute als ein Siegesdenkmal
der ganzen Menschheit auf der ganzen Welt:
Wir sind als Menschen nicht das, was wir sollen.

Wir Menschen sind auch nicht das, was wir müssen.

Wir sind das, was wir können, was wir wollen.

Jedoch bist du nicht überall so wundervoll.

(Das sind Köln, Wien, Paris und Amsterdam ja auch nicht.)

Auch wenn sie jetzt saniert und renoviert sind,
durch Farben und Balkone hübsch geschmückt,
sind Plattenbauten immer noch nicht wirklich toll.

Noch hast du nicht das Gleichgewicht gefunden,
in dem Erstarrung droht in selbstverliebter Trägheit,
Stillstand in satter Selbstgerechtigkeit.

Dafür gibt es zu viele ungeheilte Wunden.

Zu viele Narben sind geblieben aus unseliger Zeit.

An vielen Stellen musst du noch gesunden.

Noch gibt es Böden, brach und ungenutzt,
die auf die Schaufel, Kelle, Maurerhände warten,
auf üppige Läden, dicht gefüllt mit Kunden.

Du strahlst lebendig wach im hellen Mittagslicht,

noch nicht im reifen Glanz der Abendstunden.

Schon damals, als du warst die Prunkstadt eines Königs,

bist du ja nicht allein auf eigenem Mist gewachsen.

Die Künstler, die aus dir ein „Elbflorenz“ erschufen,

die kamen doch nicht alle nur aus Sachsen.

Von Glaubensfreiheit wurden sie gerufen

aus vielen Ländern, südlich warmen, nördlich kalten.

Willkommen waren sie, nicht nur geduldet,

und konnten daher sich in dir so frei entfalten.

Im Umgang mit den unbekanntem Andern,

den unvertrauten Fremden bist du nun gespalten.

Pegida sieht durch sie das Eigene bedroht

durch Über-Fremdung, will sie draußen halten.

Der Umgang miteinander ist verroht,

weil Hass und Feindschaft manchmal an den Stätten walten,

wo einst Europas Kräfte sich vereint zum Schaffen ballten.

Doch wenn du nur noch sicher den Bestand verwalten,
du nicht durch Anderes, Fremdes anders werden willst,
dich sperrend gegen Neues bleiben willst im Alten,
schließt du dich aus vom Leben, wählst des Stillstands Tod.
Wenn du noch wachsen willst, dann musst du offen bleiben.
Weltweit vernetzte Forschung braucht die Fremden.
Für deine vielgepriesene Uni sind sie nährendes Brot.
Denn nur durch sie ist Fortschritt zu gestalten.
Und ohne sie wär manche Firma schnell in Wachstumsnot.

Du schöne Stadt, von Fremden einst erschaffen,
verrate nicht dich selbst, das, was dich groß gemacht!
Schließ dich nicht aus vom Leben, lass dich nicht erschlaffen!
Begrüß' mit Glauben, Mut und Hoffnung jeden neuen Tag!
Angstvoller Hass führt in die dunkle Todesnacht.

Eingesperrt und ausgesperrt

Eingesperrt im Lager,
wo sie nicht leben wollten,
brachen sie aus.

Und ausgesperrt vom Land,
in dem sie leben wollten,
brachen sie ein.

Die, die die Herren waren in dem Land,
wollten sich schützen gegen sie,
sperrten sie ein, sperrten sie aus
durch Mauern und durch Zäune.

Jetzt sind sie Herren über dieses Land.
Auch sie bauen dort Mauern, hohe Zäune.
Mit ihnen sperren sie sich ein.
Mit ihnen sperren sie andere aus.
Sie wollen sich schützen gegen sie.

Kommentar:

Einige Menschen sahen als Kind -
eingesperrt und ausgesperrt -
den Lagerzaun auf Zypern
(vielleicht auch den von Ausschwitz).

Als Greise bauten sie -
sich einsperrend, andere aussperrend -
die Mauer vor Jerusalem.

Der Film „Exodus“ spielt im Jahr 1947:
Mehrere Tausend Juden, die gerade ein Konzentrations-Lager
überlebt haben, sind als Heimatlose wieder in einem Lager ein-
gesperrt. Sie hatten versucht, illegal in das britische Mandat Pa-
lästina einzureisen, sind aber von den Briten abgefangen, nach
Zypern gebracht und dort interniert worden. Dort werden sie
jetzt festgehalten. Die Briten wollen sie nicht nach Palästina las-
sen, weil sie Konflikte zwischen den einwandernden Flüchtlin-
gen und der alteingesessenen arabischen Bevölkerung befürch-
ten. Erst durch ein kühnes Tauschungsmanöver des Geheim-
dienstes, die Drohung, sich mit ihrem Schiff in die Luft

zu sprengen, und einen Hungerstreik können die Juden erreichen, dass die Mandatsherren sie nicht länger daran hindern, das Land zu betreten und in Besitz zu nehmen, in dem sie sich eine neue Zukunft schaffen wollen

Ich war in Jerusalem im Jahr 2010:

Von der alten Mauer, die die Altstadt umgibt, konnte man die neue Mauer sehen, die Israel gebaut hat als Grenzwall gegen die Palästinenser.

Sie macht Jerusalem nicht schöner.
Sie ist so hässlich, wie es die Mauer in Berlin war.
Sie ist lästig, steht im Weg, hält den Verkehr auf, wenn man von Jericho kommt oder nach Jericho will.
Sie trennt Menschen, die auf der einen Seite wohnen, von Verwandten, die auf der anderen Seite wohnen.

Und seit es sie gibt, gibt es - angeblich - kaum noch Selbstmordattentate.

Poltawa

(geschrieben im Krieg Russlands gegen die Ukraine,
am 9. Mai 2022, dem Tag, an dem Russland und die Ukraine
den gemeinsamen Sieg über Nazi-Deutschland feiern)

Bei dir, Poltawa, fing einst Russlands Größe an.

Östlich des Dnpr geht sie auch zu Ende -

im schwarzen Steppenland, wo sie begann,

zweifacher Zeuge einer Zeitenwende.

Bei dir besiegte damals Russland Schweden,

das derzeit führend war im Osten und im Norden.

Als neue Großmacht konnt' es stolz sein Haupt erheben,

bescherte bald schon selbst Napoleon Sorgen.

Nordöstlich von dir, da liegt Kursk,

wo Stalins Panzer über Hitler siegten.

Bald dröhnte auch bei dir der Höllenlärm

der Waffen, die sich mörderisch bekriegten.

Jetzt rollen durch dich Drohnen an die Front,
an der ein schwächeres Land erneut sich tapfer wehrt
gegen den Überfall durch eine Übermacht.
Für sein Geschick im Kampf wird es weltweit geehrt.

Wo er einst kühn begann, bricht Russlands Ruhm in Scherben -
durch Gräueltaten, Lügen und Versagen.
Wird „Schwester“ Ukraine ihn nun erben?
Wer kann das prophezeien schon in diesen Tagen?

Kommentar:

Russland verliert durch diesen Krieg,
auch wenn es ihn gewinnt
(viel mehr als es gewinnt).
Es schafft aus Brüdern Feinde sich,
die seine Nachbarn sind.

Es schließt sich von dem Erdteil ab,
zu dem es doch gehört,
hat das Vertrauen dort verspielt,
nachhaltig tief gestört.

Es schließt sich von der Zukunft aus,
die doch im Westen liegt,
verlässt Europas Friedenshaus,
auch dann, wenn es jetzt siegt.

Es klammert sich mit aller Kraft
an die vergang'ne Macht
als früheres Imperium -
gefürchtet, nicht verlacht.

Doch ist das nicht mehr zeitgemäß,
es lenkt den Blick zurück
auf etwas, das nicht wiederkehrt.

Dort liegt nicht Russlands Glück.

Das liegt im Zugehörigsein
in einem Freundesbund,
wo jeder gleichberechtigt ist,
keiner des Anderen Hund.

Kommentar zum Kommentar:

Russlands Zukunft liegt westlich, im Westen,
nicht unbedingt im „Westen“.

Westlich liegt eben das übrige Europa,
zu dem auch Russland wirtschaftlich und kulturell gehört -
als slawisches, christlich geprägtes Land
ebenso wie Polen, Serbien und Bulgarien.

Westlich liegt die EU, eine erfolgreiche Friedensinitiative,
die nach den vielen leidvollen Kriegen
auf diesem blutgetränkten Kontinent dazu geführt hat,
dass heute ein Waffengang zwischen Frankreich und Deutsch-
land, England und Spanien oder Italien und Österreich
undenkbar geworden ist.

Der „Westen“ als politisches Gebilde
geht ja weit über Europa hinaus, schließt alle von Aufklärung,
Demokratie und Kapitalismus geprägten Staaten
auch auf anderen Kontinenten ein.

Und die Führung dieses „Westens“ liegt westlich von Europa
in der durchaus auch imperialistischen,
derzeit (noch?) einzigen Weltmacht USA,
das einseitig an die Stärken des Einzelnen und einzelne Starke
glaubt, deshalb wenig Rücksicht auf die Schwachen nimmt,
Freiheit auf Kosten der Brüderlichkeit lebt.

Die Ausrichtung nach Westen, auf Europa,
ist Russlands Vergangenheit seit mehr als dreihundert Jahren -

seit Peter dem Großen,
der nicht nur über die Schweden bei Poltawa siegte,
der auch selbst in Holland eine Lehre
als Schiffszimmermann machte,

die riesigen Weiten seines Reiches
für europäische Zivilisation, Wissenschaft und Kultur öffnete.

Seitdem hat Russland vorwiegend Rohstoffe
nach Europa aus-, Technologie von dort eingeführt.

Mit dieser Tradition bricht es jetzt abrupt.

Es wendet sich vom Westen, von Europa ab
und Asien (an dem es ja auch Anteil hat) zu,
dem Süden und Osten - vor allem China, Indien und dem Iran.

Doch die Zukunft Russlands liegt nach wie vor in Europa. Europa (einschließlich Russland) ist nicht der „Westen“. Europa ist Mitte.

Die Zukunft der EU kann auf Dauer nicht darin bestehen, sich den Interessen der USA unterzuordnen;

die Zukunft Russlands nicht darin, als Juniorpartner Chinas einen neuen östlichen Block gegen den dominanten „Westen“ zu bilden;

die Zukunft des ganzen Europas nicht darin, erneut in zwei Blöcke aufgespalten zu sein.

Die Aufgabe des ganzen Europas (einschließlich Russland, wenn es das will und die USA es zulassen) kann nur sein,

zwischen amerikanischem Haifisch-Kapitalismus im Westen und chinesischem „Big brother“-Kapitalismus im Osten eine ausgleichende Mitte sozialer Marktwirtschaft zu sein;

in Gesellschaften, die sich allen drei Grundwerten der Französischen Revolution verpflichtet fühlen - neben der Freiheit und Gleichheit auch der Brüderlichkeit -

als Gemeinschaft gleichberechtigter, sich gegenseitig achtender Nationen, die sich auf Augenhöhe begegnen und zusammenwirken,

auch als Staaten im Umgang miteinander orientiert an den drei großen Menschheitsidealen des Abendlands in der Moderne.

Das ist die Vision eines in der gemeinsamen Wertordnung geeinten Europas, zu der es langfristig keine Alternative gibt.

Ihre kurzfristige Verwirklichung ist jedoch erst einmal unwahrscheinlicher geworden.

PS.

Was Russland angeht, irre ich mich vielleicht.
Ich bin ja kein Russe.

Möglicherweise hat Russland auch in Asien tiefere Wurzeln und lohnenswertere Perspektiven als ich annehme.

Was Europa angeht, bin ich mir sicher.
Ich bin ja ein Europäer.

Die folgenden Ratschläge, geschrieben für einen radikal pazifistischen Einzelnen, muss ich der Ukraine als Nation derzeit ja gar nicht geben.

Die befolgt sie ja schon sehr konsequent, vertritt uns anderen Europäern gegenüber ja immer wieder vehement, es sei alternativlos, ihnen entsprechend zu handeln.

Zeiten, wo man kämpfen muss

„Der Kampf, den du vermeidest, ist gewonnen“

ist sicher klug als Richtschnur für das Leben.

Doch muss man notfalls auch zum Streit bereit sein.

Es ist nicht weise, immer nachzugeben.

„Der Kampf, den du vermeidest, ist gewonnen.“

Doch es gibt Zeiten, wo man kämpfen muss.

Wer auch noch den freundlich begrüßt, der auf ihn schießt,

ist nicht ein heil'ger Held, der hat bloß einen Schuss.

Der, der beschossen wird, der sollte schießen.

Sonst lebt er nicht mehr lange auf der Welt

und überlässt sie einfach rücksichtslosen Schurken,

die ohne Skrupel morden für mehr Macht und Geld.

Und auch auf Wahnsinnskrieger kann man nicht stets zu geh'n
mit weißer Fahne und dem Friedenskuss.

Nur eigene Waffen helfen gegen Waffen.

Es gibt halt Zeiten, wo man kämpfen muss.

Und das ist die andere Seite der Münze:

Unbesiegbarkeit

Wenn ich durch Krieg besiegen will,
kann ich nicht wirklich siegen.
Ein Sieg beendet zwar den Kampf,
doch führt zu neuen Kriegen.

Am Boden liegend voller Wut
sinnt der „Verlierer“ Tag und Nacht,
die Schmach zu tilgen durch mein Blut,
mit jedem Mittel, aller Macht.

Wer gegen mich verloren hat,
liegt ständig auf der Lauer.
Und gegen seine Rachsucht schützt
auf Dauer keine Mauer.

Ein Sieg durch Kampf, ein Sieg durch Streit,
der ist kein Sieg für immer.

Immer führt er zu neuem Leid,
und Frieden, der kommt nimmer.

Kommentar:

Die das Schwert ergreifen,
werden durch das Schwert umkommen.

(Mt 26, 52)

Was einmal besiegt wird,
muss immer besiegt werden.

(Krishnamurti)

Das wohl überzeugendste Beispiel dafür, dass Sieg durch Krieg
nur zu neuem Krieg führt, ist die „Erbfeindschaft“
zwischen Frankreich und Deutschland in der Neuzeit:

Die begann damit, dass sich die Habsburger, Könige der Weltmacht Spanien und deutsche Kaiser, ein Reich zusammenheirateten, das sich wie ein einengender Ring um das Königreich Frankreich legte: von Spanien, Besitzungen in Italien, der Freigrafschaft Burgund (die heutige Franche Comté), den Reichsfestungen Metz und Toul bis zum heutigen Luxemburg und Belgien, (die damals zu Spanien gehörten).

Es ist durchaus verständlich, dass Frankreich die Übermacht dieses Weltreichs, „in dem die Sonne nicht unterging“, als so bedrohlich erlebte, dass es Jahrhunderte lang das erste und höchste Ziel seiner Außenpolitik war, diesen einschnürenden Sperrriegel aufzusprengen.

Eine Übersteigerung dieser aggressiven Osterweiterung waren jedoch dann die „Raubkriege“ Ludwigs des XIV. Manche Burg an Rhein und Mosel ging damals in Flammen auf und ziert seitdem nur noch als romantische Ruine die anmutige Landschaft des Rheinischen Schiefergebirges.

Die Saat des Hasses, die damals in die Seele des deutschen Brudervolks gesenkt wurde (das Königreich Frankreich ist ja genauso aus dem Frankenreich Karls des Großen hervorgegangen wie das Heilige Römische Reich Deutscher Nation), war so nachhaltig, dass noch 1870 im Krieg gegen das Frankreich Napoleons des Dritten deutsche Soldaten auf die Frage, gegen wen sie denn eigentlich kämpften, die Antwort gaben: „gegen Ludwig den XIV.“

Das Frankreich des „Sonnenkönigs“ war damals den kleinen deutschen Nachbarstaaten so überlegen, dass sich Ludwig der XIV wohl gar nicht vorstellen konnte, dass sich dieses Kräfteverhältnis einmal umkehren könnte. Es schien keinen Grund zu geben, als Sieger die Rache der gedemütigten

Besiegten zu fürchten. Doch schon 100 Jahre nach seinem Tod geschah das damals nicht Denkbare: Im siegreichen Feldzug gegen Napoleon drangen preußische Heere (gemeinsam mit den verbündeten österreichischen und russischen Armeen) bis nach Paris vor.

Ich bin nicht unbesiegbar dann,
wenn keiner wagt den Streit mit mir,
wenn keiner mit mir kämpfen kann.
Er wird es können - irgendwann.

Der folgende Frieden (nach dem Wiener Kongress 1815) ist eine erfreuliche Unterbrechung in der durch gewaltsame Unterwerfung, Hass und Rache geprägten Beziehung zwischen beiden Völkern. Das besiegte Frankreich wurde von den Siegern nicht erniedrigt und beraubt. Ihm wurde ein maßvoller Frieden zugestanden. Es musste keine Gebiete abtreten. Es wurde als ebenbürtiger Staat wieder in den Kreis der europäischen Großmächte aufgenommen. Die Sieger verhandelten über den Frieden in Französisch, der Sprache der Besiegten.

Der von gegenseitigem Verständnis und Hochachtung geprägte maßvolle Umgang miteinander verwandelte sich jedoch schnell wieder in den erbarmungslosen Kampf um die Vorherrschaft auf dem europäischen Kontinent. Napoleon der Dritte träumte davon, die Größe wiederherzustellen, die Frankreich zur Zeit seines Onkels gehabt hatte, als sich seine Macht fast über ganz Europa erstreckte. Und das nach Einigung Deutschlands unter seiner Führung strebende Preußen sah keine andere Möglich-

keit, als Frankreich, das einer neuen deutschen Großmacht im Osten nie kampflos zugestimmt hätte, durch Krieg zur Einwilligung zu zwingen.

Was nach dem Sieg der deutschen Waffen folgte, war nicht mehr maßvoll respektvoll:

Ausgerechnet in Versailles, dem Schloss des „Sonnenkönigs“, wurde das neue deutsche Kaiserreich proklamiert. Frankreich musste eine hohe Kriegsentschädigung zahlen. Und es wurde gezwungen, ganz Elsass-Lothringen an die neue Führungsmacht abzutreten.

Die ohnmächtige Wut des unterworfenen Frankreich verwandelte sich in den nicht mehr verstummenden Ruf nach Vergeltung. Wieder erschien es dem hochmütigen Sieger als undenkbar, dass sich der Besiegte je wieder gegen seine Überlegenheit erheben könnte. Doch wieder gelang das Unwahrscheinliche, Unvorstellbare. Frankreich konnte, auch wegen der an Größenvahn grenzenden Selbstüberschätzung Deutschlands, eine Allianz anderer Großmächte zustande zu bringen, die so übermächtig war, dass im Ersten Weltkrieg auch das mächtige Deutschland daran zerbrechen musste.

Was jetzt folgte, war der nur noch von maßloser Rache bestimmte Frieden von Versailles.

Vergeblich warnten einige wenige einsichtige und weitsichtige Staatsmänner vor den schrecklichen Folgen, die sich aus der unfairen Härte des Friedensvertrages ergeben könnten. Einer von ihnen, Lloyd George, eigentlich einer der unerbittlichsten Gegner Deutschlands, sagte damals: „Man kann Deutschland seine Kolonien nehmen, seine Streitkräfte auf eine reine Polizeitruppe beschränken und seine Flotte auf die einer Macht fünf-

ten Ranges; wenn es sich im Frieden von 1919 ungerecht behandelt fühlt, wird es Mittel finden, von seinen Besiegern Vergeltung zu erlangen.“

(Otto Zierer, Bild der Jahrhunderte, Bd. 21, S. 87)

Er sollte leider Recht behalten. Der Frieden von Versailles brachte den Völkern Europas nicht den Frieden, sondern neuen Krieg. Ohne diesen Frieden, der kein Frieden war, wäre der Aufstieg Hitlers nicht möglich gewesen. Der Frieden, der den ersten Weltkrieg beendete, ebnete den Weg für den zweiten.

Heute leben wir in der glücklichen Zeit, in der Frankreich und Deutschland gleichberechtigte Partner „auf Augenhöhe“ innerhalb der EU sind. Sie haben endlich begriffen - nach Richelieu, Ludwig dem XIV., zwei Napoleons, Bismarck und Hitler, nach einem Meer von Blut und Tränen, das auf beiden Seiten geflossen ist, dass keiner sich auf Kosten des Anderen stark machen kann, dass Angriffe und Übergriffe nicht nur den Anderen schwächen, sondern auch ihn selbst, dass beide nur dadurch stark bleiben können, dass sie - als gemeinsames Projekt - die Einheit Europas stärken, die beide umgreift und übergreift.

Solidarität macht unbesiegbar, nicht Konkurrenz!

Und die Moral von der Geschichte':
Wehr' dich, doch besiege nicht!

Langkofelblick

Der Langkofel reckte sich wie immer in die Höhe und sah von oben auf sein Gegenteil: die Rinne, die von den Menschen, diesen winzigen Wesen, die vor Kurzem in großen Scharen zu seinen Füßen aufgetaucht waren, Eisacktal genannt wurde.

Das hatte er schon getan, als Tausende von diesen Wesen, die sich Römer nannten, durch diese Rinne in das Nordland zogen, das jenseits seiner großen Brüder lag, um andere solche Winzlinge mit spitzen, scharfen Eisenstäben zu erschlagen, wobei sie allerdings mit Entsetzen die Erfahrung machen mussten, dass sie selbst gerade von denen, die sie doch erschlagen wollten, erschlagen wurden. (Die Menschen nannten dieses Abschachten die „Schlacht im Teutoburger Wald“.)

Er hatte auf diese Rinne geschaut, als - gemessen an der Lebensspanne eines Berges - kurze Zeit später Nachkommen derer, die diese Römer erschlagen hatten, in das Land zogen, aus dem die Römer gekommen waren, um ihre Eisenstäbe gegen andere Winzlinge aus dem Nordland zu erheben, die schon vor ihnen in dieses Land gewaltsam eingefallen waren.

Und er schaute auch jetzt auf dieses Tal, in dem sich die meisten Winzlinge nicht mehr auf ihren eigenen Füßen bewegten, sondern viel schneller in engen Behältern aus Blech, für die sie extra eine lange Schiene aus Asphalt gebaut hatten.

Unter dem Langkofel lief eine kleine Schar dieser Wesen über eine der Wiesen, auf denen unzählige Krokusse - von der behindernden Schneelast befreit - dankbar die Sonne begrüßten.

Doch sie sahen nicht die Pracht zu ihren Füßen, auch nicht das Wunder über ihren Köpfen, den mächtigen, zum Himmel ragenden Berg. Sie waren gefangen in ihren Köpfen. In denen schufen sie sich gerade Bilder, von denen sie nicht wollten, dass sie auch außerhalb der Köpfe Wirklichkeit werden, und wurden jetzt von ihren eigenen Schöpfungen gefesselt und gequält. Der Langkofel hörte, wie einer von ihnen sagte: „Wenn wir Deutschen in 1000 Jahren über den Brenner fahren, werden wir nur noch Moscheen sehen, keine Kirchen mehr; und das Land hier wird auch nicht mehr Italien heißen, sondern Khalifat Süd-West.“

Der Langkofel gähnte gelangweilt: „Mir ist es völlig gleichgültig, für mich ist es unbedeutend, welchen Namen mir irgendwelche dieser Winzlinge geben. Ich bleibe derselbe Berg, ob ich nun Langkofel, Sassolungo oder Dschebel Sahlom heiße.“

Er lächelte und dachte: „Wie unvernünftig sind doch diese Menschen! Sie machen sich durch ihren Kopf so unnötig das Leben schwer, weil sie das, was sie in ihren Köpfen erschaffen, viel zu wichtig nehmen. Sie halten sich für so klug und blicken hochmütig auf die Kühe, die sie anscheinend vor meine Füße mitgebracht haben, als „dummes Rindvieh“ herab. Dabei könnten sie von diesen verachteten Kühen einiges lernen: die Kühe wissen, dass es nur wichtig ist, einfach wie eine Kuh zu leben. Die Menschen wissen anscheinend nicht, dass es nur wichtig ist, einfach als Mensch zu leben.“

Kommentar:

Der Mensch muss wie ein Mensch leben

In seinem Roman „Glückseligkeit“ schildert Zülfü Livanelli folgendes Gespräch zwischen einem Professor aus Istanbul, der aufgrund einer Sinnkrise sein bisheriges, trivial-mittelmäßiges Leben hinter sich gelassen hat, und einem ehemaligen Botschafter der Türkei, der sich enttäuscht aus der Politik zurückgezogen hat und nun ungestört vom Weltgeschehen in einem abgelegenen Bauernhaus seinen Seelenfrieden sucht:

Der Professor fragte: „Und Sie glauben wirklich, dass die Kriege, die Massaker ein abgekartetes Spiel sind?“

„Ja, alles nur ein Spiel.“

„Völkermorde, Weltkriege und Atombomben?“

„Wenn Sie es unter kosmischen Gesichtspunkten betrachten, ist es natürlich nur ein Spiel, ein Kinderspiel sogar. Ja, nicht einmal das. Erinnern Sie sich doch nur einmal an die Kardak-Krise, die Griechenland und die Türkei an den Rand eines Krieges geführt hat. Wenn Sie das Problem aus der Sicht der beiden Armeen betrachten, erschien ein Krieg folgerichtig. Aber beurteilen Sie den Konflikt nach den Interessen der auf der Insel lebenden Ziegen. Auf dröhnenden Schnellbooten kommen Männer daher, stören die Ruhe, die hier seit Jahrtausenden herrscht. Sie bringen ein blaues Tuch mit, ziehen es an einem Mast auf und verschwinden wieder. Danach kommen andere Leute - auch

deren Boote machen einen Höllenlärm - und holen das blaue Tuch wieder herunter. Die hissen jetzt eine rote Flagge. Ist das nicht alles ein Spiel? Die Menschen gehören zu den Säugetieren, tun jedoch so, als seien sie etwas Besonderes. Doch kein Lebewesen kann die Grenzen überschreiten, die ihm die Biologie gesetzt hat. Der Esel muss als Esel, der Tiger als Tiger und die Schlange als Schlange leben. Das gilt auch für den Menschen. Doch nur der Mensch glaubt, über besondere Kräfte zu verfügen und versucht, sich zu verändern, ein anderer zu sein und seine Natur zu bezwingen. Nun, in dieser Haltung liegen die Ursachen für alles Unglück und für die Kriege"

(Glückseligkeit, S. 336)

Berg-Gipfel, Berg-Flanken

Der Berg lebt nicht am Gipfelkreuz,
er lebt an seinen Flanken.

Das gilt für jeden, Aletschhorn,
K2 und Karawanken.

Wo Efeutriebe sich mit Kraft,
um Ahornstämme ranken;
wo Dohlen sich mit viel Geschrei,
wegen des Futters zanken;

wo Kühe grasen auf der Alm,
Gemsen im Fels nicht schwanken;
Kapellen still mit Kerzenlicht
für milde Gnade danken;
wo Hütten uns mit ihrem Dach

vor Sturm und Hagel schützen;
bei Hitze kühlend Schatten spenden,
damit wir nicht mehr schwitzen;

da lebt der Berg, da gibt er uns
gar manche reiche Gaben.
Wir können uns – haben wir Durst -
an frischen Quellen laben.

Doch auf der schmalen Spitze ist
der Berg ein toter Ort.
Hier kann nichts wohnen, dauernd bleiben;
was lebt, muss wieder fort.

Der Gipfel dient dem Leben nicht.
Der Gipfel dient dem Sehen.
Die Aus-Sicht ist dort wunderbar.

Dafür will ich dort stehen.

Schon wenn ich ankomm', weiß ich ja:

Ich muss bald wieder gehen.

Jetzt ist ein großer Augenblick,

doch bleibt er nicht bestehen.

Auf der Hütte

Der schmale Pfad geht noch da drüben weiter.

Mein heut'ger Weg jedoch, der endet hier.

Ich steige nicht mehr höher auf der Leiter,
genieße in der Hütte jetzt ein Bier.

Der Gipfel dort lockt mich zu sich nach oben,
verspricht mir einen Ausblick, weit und breit.

Doch hier zu bleiben will ich mir geloben.

Ich bin zu noch mehr Mühsal nicht bereit.

Der Gipfel, der ist kahl, hier ist es bunter.

Die Kühe wiederkäuen still das Almengras.

In zehn Minuten fahr' ich mit der Gondel runter -
nach einer Zeit, in der ich Zeit vergaß.

Der Berg

Der Berg ist Erde - aufgetürmt,
die, all ihre Kraft aufbietend,
gegen des Himmels Feste stürmt.

Wo mit sich ringen Urgewalten,
ist kläglich jedes Menschenwerk.
Wo wir mit Menschegeist gestalten,
wirkt trotzig-kühn doch nur ein Zwerg.

Auf Gipfeln bin erhoben ich in Gottes Nähe,
stehe all-ein nicht ganz so fern dem Einen.
Sein Wind stürmt hier manchmal mit starker Böe.
Berührt von Seiner Macht könnte ich weinen.

Doch wer dort klettert, wo zum Leichten ragt
das schwere Erdgestein, - am Matterhorn und Eiger,
der hat, die drohende Gefahr missachtend,
auch nach dem schnellsten Weg zum Tod gefragt.

PS.:

Auf deinem Gipfel lang das Licht sich hält.
In luft'ger Höh' die Sonne stärker scheint.
Doch in des Tales Tiefe früh dein Schatten fällt.
So Hell und Dunkel sind durch dich vereint.

Natürlich passt hier auch zum Teil
das, was ich schrieb, als eine Schneelawine
auf eine kleine Menschengruppe traf -
darunter auch mein älterer Sohn -
und sie mit zwingender Gewalt ins Jenseits warf:

Du hast gelebt für Berge und für Schnee.
Durch Schnee der Berge bist du auch gestorben.

Du brachst an diesem Freitag Morgen, dem 26. April 2019,
von der Finsteraarhornhütte auf.

An der Konkordiahütte kamst du nicht mehr an.

Vielleicht hattest du vorher - vorsichtig, wie du ja fast immer
warst, den Hüttenwart nach der Wetterlage gefragt. „Lawinen-
warnstufe drei: Das ist nichts Besonderes.

An den Bergen etwas Nebel, etwas Wind.

Nichts, was Lawinen begünstigt.

Man kann es noch wagen, los zu gehen.“

Also gingst du los - mit den drei Anderen, die du führtest.

Vorsichtig: 50 Meter Abstand zwischen jedem von euch;
damit schlimmstenfalls nur einer von einer Lawine erfasst wird,
die anderen noch helfen oder Hilfe holen können.

Doch dann kam sie - noch schlimmer -
mit übermächtiger Wucht und einer Schnelligkeit,
die Entkommen unmöglich machte:

Eine Lawine, die euch alle vier überrollte und unter sich
vier Meter tief begrub.

Ich habe mich gefragt, was du wohl in den letzten Minuten deines Erdenlebens erlebt hast, lasse dann etwas meine Phantasie spielen. Deine kleine Gruppe ist ja den Hang bis zur Grünhornlücke hochgestapft, die Kerbe in der Kette, die den Fieschergletscher vom großen Aletschgletscher trennt. Schon mit angeschnallten Skiern? Oben angekommen, erst mal verschnaufen. Der anstrengende Teil lag jetzt ja hinter euch. Jetzt ging es nur noch abwärts. Ihr konntet schon, greifbar nah, die Konkordiahütte liegen sehen. Vielleicht noch eine halbe Stunde. Am Sattel bot sich euch der Blick auf das beeindruckende Aletschhorn. Vielleicht seid ihr ja ein oder zwei Minuten dort stehen geblieben, um die großartige Aussicht auf euch wirken zu lassen. Dann haben diese Minuten euch das Leben gekostet.

Kaum hattet ihr euch mit den Skiern in den schmalen Bachgrund geschwungen, da kam schon die Lawine, von hinten rechts, und riss euch mit. Dass ihr sie hören konntet, nutzte euch nichts mehr. In der schmalen Rinne hattet ihr keine Chance.

Eine Minute früher los zu fahren, hätte euch gerettet. Ihr wärt schon hinter einem Felsengrat verschwunden gewesen,

einer schützenden Wand, von den abwärts stürzenden Schneemassen nicht mehr erreichbar.

Eine Minute länger auf dem Kamm zu warten, hätte euch auch gerettet. Ihr hättet sie gesehen, nicht nur gehört. Und hättet sie vor euch ins Tal donnern lassen.

Das, was geschehen wäre, ist nicht, was geschah. Es konnte jedoch nur gescheh'n genau in diesen wenigen Sekunden.

Natürlich hab' ich mich auch gefragt, wie stark, wie lange du gelitten hast. Hat dir die Härte des Aufeinanderprallens sofort die Lungen eingedrückt? Manche Lawinen sind ja schneller als ein Rennwagen. Oder bist du erstickt? Wenn ja, wie lang hat das gedauert? Ich hab' gelesen: Das geht schnell, zwei bis fünf Minuten. Doch wie schmerzvoll waren die dann?

Doch warum frage ich das alles mich? Ich weiß es doch nicht. Ich frage lieber dich. Du weißt es ja. Schicke mir bitte eine Antwort - durch irgendwas! Ich werde gut auf deine Zeichen achten.

...

Eine großartigere Kulisse für ein Sterben hättest du dir nicht aussuchen können.

Es war eine Szenerie, die auch der genialste Regisseur nicht besser hätte aussuchen können.

Du bist gestorben in einer erhabenen Gletscherwelt,
in „ewigem“ Eis und Schnee bist du in die Ewigkeit gegangen.

(aus „An Marko“)

Fels-Wand und Sand-Strand

In Bergen kann man nicht entspannen.

Entspannen kann man nur am Meer.

(Meer waren ja auch mal die Berge.

Doch das ist schon ein Weilchen her.)

Mit einem Rucksack schwer beladen

steig' ich durch eine hohe Wand.

Beim Abstieg schmerzen mir die Waden.

Wie unbeschwert läg' ich am Strand.

Ehrfurcht gebietend droht der Berg.

Auch nicht allein bin ich ein Zwerg.

Am Strand, da ruft zum Spiel das Meer -

belagert von der Zwerge Heer.

Gestein ist hart, gibt Widerstand
dem Tritt des Fußes, Griff der Hand.
Nachgiebig weich läßt sanft der Sand
zu Friedensfeiern statt zu Kriegen:
„Du musst nicht wachsam mich besiegen,
kannst ruhig schlummernd in mir liegen.“

Der Pfad am Berg ist schmal, ist eng,
hat wenig Raum, der Hang fällt steil.
Und vor dem nahen Abgrund schützt
mich ein Geländer, Haken, Seil.

Und jeder Schritt hat hier zu passen.
Ich muss die Füße sorgsam setzen,
darf nicht die Seele baumeln lassen.
Denn ich könnt' stürzen, mich verletzen.

Die Menge lagert breit am Strand.
Und neben dicht gereihten Liegen
gibt es noch immer leeren Raum,
und freier Platz, bisher gemieden,
liegt schattig unter einem Baum.

Im Sand, da kann ich träge dösen,
kann mich von allen Sorgen lösen.
Was mich bedrückt, ist hier nur Traum,
so nichtig wie der Wellen Schaum.

Hier bin ich Kind, muss nicht sein Mann.
Hier kann mein frohes Lied erschallen:
dass mir jetzt nichts geschehen kann:
Denn wer schon liegt, kann nicht mehr fallen.

Sithonia

Es gibt hier keine alten Städte,
auch keine Tempel und Museen.
Und wer wandern will, der kann nur
tagelang durch Wälder geh'n.

Doch hier kann man herrlich baden,
tief entspannen seine Waden,
und bei einem leckeren Essen
Druck und Sorgen leicht vergessen.

Stress muss man hier noch erfinden.
Man ruht neben Kieferrinden.
Von den Stränden kann man träumen;
Dolce vita unter Bäumen.

Und es gibt dort nichts zu hören,
nichts zu labern, nichts zu fragen.

Denn seit einigen von Jahren
liegen da fast nur Bulgaren.

Der Grund dafür ist schnell gefunden:
Von zu Hause mit dem Auto
brauchen die nur ein paar Stunden.

Auch vom Wasser ist zu schwärmen.
Denn man kann in ihm erwärmen
seine abgeschlafften Glieder,
wenn bei uns verblüht der Flieder.

Lebt man im Schlaraffenlande,
ist es schwierig, was zu tun.
Und es blieb als einzige Chance,
sich mal gründlich aus zu ruh'n.

Doch in diesem Paradiese
war das Faul-Sein gar nicht schwer.
Zwischen Liege und Terrasse
schoben wir die träge Masse
unserer Körper hin und her.

Schon nach Stunden war uns klar.
Hier ist alles wunderbar.
Und im tollen Ambiente
blieb nur dolce far niente.

Doch ist das denn auch gesund?
Kriegt man denn nicht Muskelschwund?
Und schon Goethe lässt uns sagen:
„Nichts ist schwerer zu ertragen
als eine Reihe von schönen Tagen.“

Paradies und Schlange

Erst jetzt,

wo wir uns vertrieben haben aus dem Paradies,

sehen wir,

dass es das Paradies war,

wo wir waren.

Und auch jetzt sehen wir das Paradies

nicht, wie es war.

Wir wollen nicht mehr sehen,

dass da auch eine Schlange war -

wie in jedem Paradies.

Hätten wir die Schlange doch einfach über-sehen,
einfach überhört!

Wir wären immer noch im Paradies.

Auch jetzt - leider nicht mehr im Paradies -
sind Schlangen da.

Wenn wir sie sehen, doch einfach überhören,
kommen wir zurück ins Paradies.

Kommentar:

Es gibt ein italienisches „geflügeltes Wort“: „Vedere Napoli e morire“ (Neapel sehen und sterben). Genauso gut oder besser könnte es heißen: „Vedere Amalfi e morire“.

Die Amalfiküste bietet den Augen einen Rausch, so großartig, so einzigartig, dass sich die Frage aufdrängt: „Was gibt es denn jetzt noch, was ich unbedingt gesehen haben muss?“

In der Villa Rufolo von Ravello sah Richard Wagner den Garten des Zauberers Klingsor. Doch Zauberer zaubern nicht umsonst. Rumpelstilzchen fordert von der Müllerstochter einen Preis dafür, dass es Stroh in Gold verwandelt.

Und wer den „Sentiero degli dei“, wandelt, den „Weg der Götter“, ohne wirklich ein Gott zu sein, wird für diese Überheblichkeit bestraft.

Meine Strafe bestand in unzähligen Mückenstichen und einer heftigen Erkältung. (Die Mücken der Amalfiküste waren im Jahr 2016 wirklich hinterlistig und heimtückisch. Sie verrieten sich nicht durch Summen, waren so klein, dass man sie nur schwer entdecken konnte, doch sie waren angriffslustig und ihre Stiche hochgiftig, entzündeten sich leicht und hinterließen große Narben.)

In jedem Paradies gibt es mindestens eine Schlange. An der Amalfiküste waren die Mücken nicht die einzige. Es gab noch drei weitere: Steile Treppen, die endlos zu sein scheinen, jede Menge Superreiche, die die Preise verdarben, und überfüllte Busse, wenn man eben nicht zu den Superreichen gehörte und sich ein Taxi leisten konnte, das jedoch auch auf der verstopften Küstenstraße im Stau stecken blieb. Gegen diese Schlangen

kann man sich nur schwer schützen - auch dann, wenn man nicht so naiv und unvorsichtig ist, wie wir es waren. Doch der Garten Klingsors ist so bezaubernd, dass ich den Preis jederzeit erneut bezahlen würde. Und den „Weg der Götter“ zu gehen, ist so beeindruckend und überwältigend, dass ich ihn immer wieder gehen würde. Das Paradies bleibt ja auch mit den Schlangen ein Paradies.

Die schöne Rote

Du überthronst mit Majestät die Maurenstadt.

Al Hambra nennst du stimmig dich, die rote.

Denn rötlich glühst du auf im letzten Licht.

Und selber wirst du herrlich überkrönt

vom Glanz der weiß beschneiten Sierra.

Dein karges Äußeres verbirgt die innere Pracht:

die lückenlos verzierten, stuckgeschmückten Wände;

die luftigen Arkaden deiner lichten Höfe,

vom Plätschern vieler Brunnen frisch belebt,

wo kühles Wasser aus den Bergen leise rieselt

durch schmale Rinnen in die schattigen Säle;

die „Stalaktiten“ deiner Decken, Nischen, Bögen,

den einheitlichen Raum in Vielfalt lösend,

Gewölbe, die nicht steigen, die vom Himmel tropfen,

das irdische Naturgesetz verkehrend.

Die schlanken Säulen in dir sind nicht römisch.

Sie dienen nicht zum Tragen schwerer Last.

Frei schwingen sie sich anmutig empor,

ein freudiges Spiel entspannter Leichtigkeit.

Zu recht berühmt sind deine Azulejos;

geflochtene Bänder, die trotz strenger Zahlenordnung

nicht überschaubar für das Auge sind,

begrenzend dicht gefügte Flächen formen,

gezackte Sterne, durch den Lauf der Linien

gebildet und verbunden miteinander.

Du Perle von Granada, du ruhst zauberhaft

mit roten Mauern über weißen Maurenhäusern!

Hättst du dazu noch schwarzes Ebenholz,

du wärest die makellose Schwester von Schneewittchen.

Jedoch sei nicht betrübt, es fehlt dir nichts.
Du trägst ja einen Kranz aus üppigen Gärten.
Mit diesem grünen Kleid bist du einmalig,
bist du vollkommen, unvergleichbar schön.
Du bist ein Wunder, das uns staunen lässt.
Was ist erhebender als dich zu seh'n?

Ein spanisches Sprichwort sagt:

Quién no ha visto Granada,
ha visto nada.

(Wer Granada nicht geseh'n hat,
der hat nichts geseh'n.)

Und damit ist sicher nicht nur, doch vor allem
die Alhambra gemeint,
die Rote.

Kommentar:

Ein reicher Vorrath von Wasser, durch alte maurische Wasserleitungen aus dem Gebirg' hierher geführt, ist im ganzen Palast vertheilt, füllt seine Bäder und Fischteiche, funkelt in Strahlen in seinen Sälen oder murmelt in Röhren das Marmorpflaster entlang.

Wenn es der königlichen Wohnung seinen Tribut gebracht und deren Gärten und Weiden besucht hat, fließt es den langen Weg, der in die Stadt führt, nieder, in kleinen Bächen klingend, in Brunnen strömend und ein stetes Grün in den Laubengängen erhaltend, welche den ganzen Hügel der Alhambra umhüllen und verschönern.

Nur wer in dem heißen Klima des Südens gewohnt hat, kann die Freuden einer Wohnung schätzen, welche die wehende Kühlung des Gebirgs und die Frische und Grüne des Thals verbindet. Während die Stadt unten in der Nachmittagshitze schmachtet und die ausgedürzte Vega vor dem Auge zittert, spielen die zarten Lüfte von der Sierra Nevada durch diese hohen Säle und bringen die Süße der Gärten umher mit sich. Alles ladet zu jener trägen Ruhe, dem Glücke des südlichen Klima's, ein;

und während das halbgeschlossene Auge von beschatteten Balkons auf die glänzende Landschaft hinaus sieht, wird das Ohr vom Rauschen des Laubwerks und dem Murmeln der fließenden Wasser eingewiegt.

(Washington Irving, Erzählungen von der Alhambra)

Im Säulenwald (Die Mezquita)

Einst weitete die Halle offen sich zum Hof.

Auf die Orangen in ihm sperrte nichts die Sicht.

Vermauert und vergittert sind die Tore nun.

Das Innere liegt abgetrennt im Dämmerlicht.

Einmalig ist hier jeder einzelne Baum,

und doch ist er für sich allein nicht wichtig.

Was zählt, ist hier der Wald, der ganze Raum.

Und jeder Ort hier, der ist passend, ist gleich richtig.

Ich wandel ruhig stetig durch den Säulenwald.

Der wandelt gleichfalls sich mit jedem neuen Schritt.

Das Feste bleibt hier nicht erstarrt in Dauer.

Die Marmorsäulen wandern mit mir mit.

Sie schieben sich verwirrend voreinander,
verstellen und behindern so den Blick;
entgleiten schließlich seitwärts meinen Augen.
Um anderen Platz zu schaffen, fallen sie zurück.

Ich suche keine Richtung, würd' auch keine finden.
Der Wald kennt weder Haupt- noch Nebenpfade.
Ich geh' nicht einen Weg, mach ziellos Schritte.
Es gibt hier keinen Fluchtpunkt, keine Zielgerade;

gibt nicht nur eine Perspektive, es gibt viele.
Es ist daher ganz gleich, wohin ich geh'.
Rechts, links und vor mir nichts als Doppelbögen.
Ich komme an schon da, wo ich grad steh'.

Hier fesselt mich nicht mehr der Zeit Gewalt.
Die Zeit, sie löst sich auf, sie wird zum Raum.
Hier ist die Leere eins mit der Gestalt.

Die Formen sind so flüchtig wie im Traum.

Kommentar:

„Ihr habt etwas zerstört, was einmalig war, um etwas zu bauen, was es an vielen Orten gibt“, soll der deutsche Kaiser Karl V. und spanische König Carlos I. gesagt haben, als ihm bewusst wurde, was der Einbau einer christlichen Kathedrale in dir angeordnet hatte.

Doch hier irrte der Kaiser, der weitgereisteste Mann seiner Zeit. Du warst vor deiner Verschandelung nicht einmalig. Du warst eine Hofmoschee, wie es viele gab - vielleicht die größte und die schönste. Du warst die prima inter pares, die erste unter gleichen. Doch einmalig warst du nicht.

Paradoxerweise bist du jedoch gerade durch diese Verstümmelung und Verunstaltung tatsächlich einmalig geworden. Auch anderswo stehen Bauwerke aus verschiedenen Kulturen dicht nebeneinander. Doch nirgendwo sonst gibt es solches Ineinander, kann man daher den Kontrast zwischen islamischer und christlicher Baukunst, zwischen abend- und morgenländischer Kultur deutlicher und klarer erfassen.

Du warst als Mezquita reiner Raum, Raum an sich, nicht bestimmt durch eine Richtung. Die Kathedrale in dir strebt

nach dem Muster einer römischen kaiserlichen Basilika zu einem zentralen Punkt, dem Thron des Kaisers oder dem Altar.

In dir stößt die ungerichtete Gleichwertigkeit der Moschee unvermittelt schroff gegen die bevorzugte Mittigkeit der Kathedrale. In deiner widersprüchlichen Gestörtheit bist du einmalig: die Mezquita-Kathedrale.

Schlusslicht

Valle Gran Rey,
Tal des großen Königs.
Hier steigst du ab,
um auszusteigen.

Argayall,
Ort des Lichts,
wo die Welt endet.
Hier hört der Weg auf.
Jetzt bin ich da.

Kommentar:

Argayall ist fast das Ende der Welt; fast - nicht ganz. Wenn man auf den grauen Steinen am Strand sitzt und der Sonne dabei zuschaut, wie sie im Westen untergeht, sieht man sie nicht im Meer versinken, sondern hinter den Bergen von El Hierro. Doch historisch war hier wirklich einmal das Ende der sicheren Vergangenheit und der Beginn einer unsicheren Zukunft. Kolumbus lud auf dieser Insel Proviant und Trinkwasser in seine Schiffe, ließ von hier aus alles bisher Bekannte hinter sich, wagte sich - nicht mehr wissend, nur noch stark glaubend - in das Unbekannte hinaus. Aus einem Brunnen La Gomeras schöpfte er die Tropfen, mit denen er die neuen, von ihm entdeckten Länder taufte.

Ich kam mehr oder weniger zufällig nach La Gomera, ins Valle Gran Rey, nach Argayall, im März 2015. Meine Frau suchte einen preiswerten Flug für unseren Frühjahrsurlaub; und fand einen. Der ging nach Teneriffa Süd. Und da wir an den Massenstränden von Los Christianos nicht bleiben wollten und den „grünen Norden“ schon kannten, kam nur noch La Gomera in Frage. Der Flug ging schon früh. Um halb drei aufstehen, zum Flughafen fahren, Flug von fast fünf Stunden, den Mietwagen abholen, Fahrt zum Hafen, auf die Fähre warten, Überfahrt von einer Stunde, danach noch quer durch die ganze Insel, 1000 Höhenmeter rauf und 1000 wieder runter, noch mehr nach Westen, auf die untergehende Sonne zu. Durch eine beeindruckende Landschaft, die wir aber wegen der Müdigkeit kaum noch aufnehmen konnten. Dann waren wir endlich im Valle

Gran Rey, dem Tal des großen Königs, dem König unter den Tälern. „Die Kreuzigung ist die letzte sinnlose Reise“, steht

irgendwo im „Kurs in Wundern“. Das dachte ich, als ich mich mit einem schweren Koffer die paar Treppen zu unserem Ferienhäuschen hoch schleppte.

Doch am nächsten Morgen entschädigte schon der erste Blick von der Terrasse für die Strapazen der Anreise: Unzählige Palmen, locker über das ganze, sanft abfallende Tal verteilt. Ein Wunder, ein Paradies. Wir fuhren runter bis zum Ende des Tals, wo die asphaltierte Straße am Hafen von Vueltas endet. Von hier führt, zwischen bunten Fischerbooten und einem 500 Meter hohen Felsen, nur noch eine Staubpiste weiter. Und auch die hört auf am Meditationszentrum Argayall. Hier ist der Weg nun wirklich zu Ende. Hier geht es nicht weiter.

Man könnte auch auf einem anderen Weg nach Argayall kommen; vom Hochland durch eine der tief eingeschnittenen Schluchten. Nach langem Wandern, nach einem steilen Abstieg. Am Ende öffnet sich die Schlucht, weitet sich zum Meer, dem einzigen Meer. Hier liegt Argayall, der „Ort des Lichts“ in der Sprache der Guanchen, der Ureinwohner. Das Zentrum für Meditation, für Menschen, die sich zentrieren wollen. Absteigen, um auszustiegen; um seine Mitte zu finden.

Auf La Gomera

Auf La Gomera gibt es keine Fragen.

Einfach zu leben ist hier Sinn und Zweck.

Auf La Gomera darf man alles tragen.

Und was nicht hier ist, ist zum Glück weit weg.

Hier kann man überall gut wandern.

Hier kann man so sein, wie man ist.

Auf La Gomera schätzt man noch den Ander'n.

Auf La Gomera gibt 's viel Tolles, wenig Mist.

Das ganze Jahr herrscht hier ein mildes Klima.

Jedoch im Winter ist es schöner als im Sommer.

Im Sommer wütet öfter die Kalima.

Wer einmal kommt, ist oft ein Wiederkommer.

Am Strand, da gibt es abends Feuertanzen.

Hier kann man alles sagen, was man denkt.

Auf La Gomera gibt es keine Abhörwanzen.

Nicht alles wird von Geld und Macht gelenkt.

Hier ist der Ort, wo ich gern länger bliebe.

Auf dieser Insel gibt es wenig, was mich stört.

Auf La Gomera gibt es vieles, was ich liebe.

Hier kann ich leben, was zu mir gehört.

Flucht nach La Palma

Hier fällt seit Tagen schon ein starker Regen.

Es stürmt dazu, für Schnee ist es zu warm.

Das Wetter ist nicht unbedingt ein Segen.

Vor Wolken schnattert aufgescheucht ein Gänseschwarm.

Doch in zwei Wochen wohn' ich wieder auf La Palma,

(das kleine Haus hab' ich geerbt von Tante Alma)

dann, wenn dort rosaweiß die Mandelbäume blüh'n

und Natternköpfe feuerrot erneut erglüh'n.

Ich freue mich, besonders auf den Himmel,

an dem das Licht der Sterne glänzt unglaublich klar.

Weit weg vom lauten Karnevalsgewimmel

schweigt tief am Kraterrand die Stille - wunderbar.

Kommentar:

La Palma, la bonita, isla verde,
du schöne Grüne bist ansprechend anspruchsvoll.
Fast überall hast du uns viel zu sagen.
Und oft machst du uns sprachlos,
raubst uns den Atem, läßt uns staunen,
berauscht, begeistert, dich bewundernd,
durch einen Tritt aus dem gewohnten Trott entrückt,
durch deine Zaubermacht entzückt beglückt.

Zwei Schwestern

Am liebsten haben ist Unsinn.

(August Macke)

Ich gehe in ein Haus mit sieben Schwestern.

(Genau genommen sind es sogar acht;

die letzte jedoch ist nur zwergengroß,

wird deshalb von den meisten übersehen.)

Ich stelle euch nun zwei von ihnen vor:

Sie sehen ähnlich aus, sie sind ja beide Töchter

der Erdentiefe und des Feuerzorns.

In ihrem Wesen sind sie jedoch sehr verschieden.

Die eine ungeschminkt und ungeschmückt,
mit wilder Haarpracht, nicht einmal gekämmt,
ein armes Straßenkind in einem Bauernkittel,
das ihrer Schönheit gar nicht klar bewusst,
unschuldig, unverdorben, ungekünstelt,
noch unbekümmert, unbefangen herzlich.

Im Grunde müsste sie so heißen wie die and're.

Da sie die ältere ist, hat sie mehr Falten.

Doch gerade die machen sie umso schöner.

Sie ist viel kleiner, auch etwas gedrungen,
nicht hochgewachsen schlank wie ihre Schwester.

Die andere war mal reich, bekannt, sogar berühmt,
lud Gäste in ihr Haus aus aller Welt.

Sie trägt voll Stolz das goldene Diadem,
das ihr geblieben ist aus frohen Jugendjahren.

Noch immer ist sie launenhaft wie eine Diva,
verschleiert und enthüllt sich wie sie will.

Ihr Kleid ist grün - mit farbenfrohen Bändern.

Die Stirn ist oft verdeckt durch grauen Wolkenkranz.

Die Strümpfe, die sind schwarz,

manchmal ist weiß der Hut;

Sie zu vergleichen, das macht keinen Sinn.

Jede ist wunderschön auf ihre eigene Art.

Die eine, die heißt einfach La Gomera,

die andere nennt sich selbstbewusst La Palma.

Palmen, Kiefern und Bananen

Nicht, wie der Name nahe legt, die Palme,
bestimmt das Bild der Landschaft auf La Palma.

Es gibt nicht viele Palmen auf La Palma.

Doch prägen massenhaft sie La Gomera.

(Es wachsen dort so viele wie auf allen anderen
Kanaren-Inseln zusammen, etwa 130000.)

Sie füllen aus den Grund der vielen, steilen Schluchten,
beleben durch ihr Grün die kargen Hänge
bis hoch hinauf, dem Sonnenlicht entgegen.

La Palma ist geprägt von der Kanarenkiefer.

Sie saugt mit ihren langen Nadeln Wasser aus dem Nebel
der dichten Wolken, die vom Norden kommen.

Der Kiefernwald schmückt als ein breiter Ring
den Kranz der himmelnahen Berge.

Die Bäume sind gesund, wirken robust.

Selbst gegen Waldbrand schützt sie ihre dicke Rinde.

Das Feuer dringt nicht durch bis auf den Kern.

Aus schwarzer Haut sprießen schon bald die neuen Triebe.

Doch etwas haben sie gemeinsam, die zwei Schwestern:

Auf beiden hat der Mensch zu seinem Nutzen,

die Landschaft nicht bereichernd und verschönernd,

Bananen angebaut in weiten Flächen.

Sie dehnen sich, so weit das Auge reicht, eintönig,

geschützt durch Mauern aus Beton,

verborgen unter Folie aus Plastik.

Doch wäre es zu einfach, schlicht zu sagen:

„Bananen sollte es hier gar nicht geben.“

Sie sind ja eine wunderschöne Pflanze,

wenn sie in kleinen Gruppen oder einzeln steh'n.

Ganz ohne sie wäre die Landschaft sicher ärmer.

Bananen der Kanaren sind besonders schmackhaft.

Auch auf den Tellern würde etwas fehlen.

Ob es sie geben sollte, das ist nicht die Frage.

Nicht „ob“ ist hier die Frage, sondern „wie“.

Alt werden, jung bleiben

La Palma ist nicht nur die jüngere der beiden Schwestern. Sie wollte auch nicht alt werden, hat sich immer wieder verjüngt: durch Ausbrüche des Feuers aus ihrem Inneren.

Immer wieder erschafft sie sich neue Vulkane, färbt sich mit neuem Boden, rabenschwarz, tiefrot.

Durch dieses neue Land dehnt sie sich noch immer aus, noch weiter, nach Süden, genau auf El Hierro zu.

Hätte man genug Zeit, darauf zu warten - ein paar Millionen Jahre -, könnte man sehen, wie sie mit dieser kleineren Schwester zusammenwüchse.

La Gomera ist nicht nur älter, sie hat sich auch gegen das Älter-Werden nicht gesträubt, hat sich nicht durch neue Vulkane verjüngt.

Sie blieb, wie sie war, nahm es gelassen und geduldig hin, dass Wind und Wasser an ihr wirkten, im Laufe vieler Jahre tiefe Falten in sie gruben.

Auf keiner anderen Insel der Kanaren liegen so viele Schluchten so eng beieinander.

Reich werden, arm bleiben

Auch wenn man seinen Blick beschränkt auf die wenigen letzten Tage im Leben der beiden Schwestern, die von uns Menschen bestimmt sind, gibt es einen wichtigen Unterschied:

La Gomera ist immer arm geblieben, La Palma war mal reich.

Der einzige Beitrag La Gomeras zur Weltgeschichte besteht darin, dass Kolumbus auf der Fahrt zu der von ihm entdeckten neuen Welt sich mal auf ihr aufhielt, weil er eine Affäre mit der Inselherrscherin suchte oder sogar hatte. Ansonsten blieb La Gomera eine kleine Insel am Rand, vom großen Weltgeschehen weitgehend unberührt. Und so ist es ja bis heute geblieben. Sie ist ja auch von den Strömen der Touristenmassen weitgehend verschont geblieben.

La Palma nahm nicht nur Teil am Weltgeschehen, sie bildete sogar zeitweise einen der Knotenpunkte, an dem seine Fäden zusammenliefen und sich bündelten. Die Hauptstadt Santa Cruz war lange Jahre der Hafen, in dem alle Waren aus Lateinamerika verzollt werden mussten, den deshalb jedes Handelsschiff anlaufen musste. Sie war damals einer der wichtigsten und lebendigsten Hafenstädte der Welt.

Die zentrale Rolle im Welthandel brachte Geld auf die Insel. Die Bürgerhäuser in Santa Cruz aus dieser Zeit sprechen von Wohlstand und Reichtum.

Und Santa Cruz ist nicht die einzige Stadt auf der Insel.

Auf dem Land zeigen die Herrenhäuser der großen Landgüter, die Wohnsitze der „Bananenbarone“, dass diese Herren nicht am Hungertuch nagten.

Auf La Gomera gibt es eigentlich gar keine Stadt. Auch der Hauptort San Sebastian gleicht eher einem großen Dorf. Und die kleinräumigen Täler ließen keinen Großgrundbesitz von nennenswertem Ausmaß zu. La Gomera ist die Insel kleiner Dörfer und armer Bauern geblieben.

Und viele der alten Häuser sind verfallen, von ihren Bewohnern verlassen, die vielleicht nach Kuba oder Venezuela ausgewandert sind, genutzt haben, dass die Kanaren ja die Brücke zwischen Spanien und Amerika waren und sind.

Kolumbus

Er wollte nach Osten.

Er fuhr nach Westen.

Er suchte den Osten.

Er fand den Westen.

Er fuhr nicht weit genug.

Wenn du weit genug fährst,

ist nach Westen nach Osten,

ist nach Osten nach Westen,

ist nach Westen von Osten,

ist nach Osten von Westen.

Blicke auf das andere Ufer

Wir stehen jetzt, liebe Leserin, auf unserem Weg
durch die Gedichte und Geschichten
auf der Brücke über einen großen Fluss.

Dieser Fluss bildet eine Grenze.

Am anderen Ufer liegt ein anderes Land,
das völlig anders aussieht,
in dem ganz andere Gesetze herrschen.

Das andere Land ist das Reich der Nicht-Zeit.
Es ist das Land der „weglosen Wege“, der Nicht-Wege.

Du wirst sehen, lieber Leser,
sobald wir es betreten haben,
hören alle Wege auf,
kommen an ihr Ende.

Wir werden am Ziel sein,
überall, da, wo wir gerade sind.

Liebe Leserin, du musst nicht, kannst auch gar nicht
mir über die Brücke in dieses andere Land folgen.

Jenseits des Flusses gibt es niemanden, der führt,
niemanden, der folgt.

Aber wenn du willst, können wir jetzt gemeinsam - nebenein-
ander, nicht hintereinander - über die Grenze gehen.

Wenn du nicht mitkommen willst, weil dich schon die kurzen
Andeutungen davon abschrecken, das neue, unbekannte Land
zu betreten,

oder wenn es dich gar nicht interessiert,
weil du damit gar nichts anfangen kannst und willst,
bleib einfach an diesem Punkt stehen!

Genieße dann einfach - vielleicht durch die Erfahrungen,
die wir schon auf dem Weg durch die bisherigen Gedichte und
Geschichten gemacht haben, bereichert -
das Land auf dieser Seite des Flusses!

PS:

Gewissermaßen ist das Bild, über eine Brücke in ein anderes
Land zu gehen, irreführend.

Es gibt eigentlich keinen Grenzfluss, der zwei Ufer trennt.

Wir bleiben eigentlich da, wo wir sind, in dem selben Land.

Wir sehen es nur anders.

Wir setzen uns eine neue Brille auf,
die alle Gegenstände durchsichtig macht.

Schon während wir unseren Weg durch die Zeit gehen,
leben wir die ganze Zeit in der Nicht-Zeit.

Anmerkungen

Vernunftvoll, „mittig“, mittel-mäßig

1:

(Ein junger Mann fragt Christus, was er tun muss, um das ewige Leben zu erlangen:)

„Wenn du vollkommen sein willst, geh, verkauf deinen Besitz und gib das Geld den Armen! So wirst du einen bleibenden Schatz im Himmel haben. Dann komm und folge mir nach!“

Als der junge Mann das hörte, ging er traurig weg; denn er hatte ein großes Vermögen.

Da sagte Jesus zu seinen Jüngern: „Amen, das sage ich euch. Ein Reicher wird nur schwer in das Himmelreich kommen. Nochmals sage ich euch: Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.“

An Karoline:

1:

wie Karoline starb

Karoline muss ich ja nicht erzählen, wie sie starb. Das weiß sie ja. Doch wer weiß: Vielleicht hat sie es ja nach mehr als 200 Jahren auch vergessen. Sehr wahrscheinlich ist es für sie auch gar nicht mehr wichtig.

Doch ich nehme an, dass ich es dir erzählen muss, lieber Leser, weil du es nicht weißt. Ich wusste es noch vor ein paar Wochen, bevor ich bei meinem Besuch im Rheingau ihre Spuren fand, auch nicht. Überhaupt hatte ich bis zu diesem Zeitpunkt von Karoline noch nie etwas gehört. Dabei hat sie, nach Einschätzung derer, die sich für „Kenner“ halten, die schönsten Liebesbriefe in deutscher Sprache geschrieben und sogar einige der schönsten romantischen Gedichte Europas.

Da ich wohl keine passenderen Worte fände, schildere ich ihren Tod mit den Worten Eva Demskis aus ihrem Rheingau-Buch:

(Karoline) „erfuhr an einem Juliabend des Jahres 1806 hier in Winkel, dass ihr Liebster, der Philologieprofessor Friedrich Creu-

zer, sie zu verlassen gedachte. Nach einer bedrohlichen Krankheit hatte er wohl einen Handel mit Gott machen wollen und beschlossen, bei seiner Frau zu bleiben. Karoline erfuhr davon, obwohl man ihr den Brief vorenthalten wollte. Sie hatte schon monatelang einen Dolch mit sich herumgeschleppt und sogar einen Arzt dazu gebracht, ihr zu zeigen, wie man einen Stich ins Herz richtig setzt.

Ruhig und fröhlich, ungewohnt heiter sei sie an dem Abend gewesen, sagten die Freunde, habe reichlich gegessen und sei dann zum Rhein gegangen.

Meline Brentano schreibt am 1. August 1806 an Friedrich Carl von Savigny, eine frühere Liebe Karolines: „Es wurde 10-11-12 und sie kam noch immer nicht; da wurde es den Servieres bang, Man suchte sie in allen Orten, die ganze Nacht, und fand sie endlich, um 4 Uhr den Morgen am Rhein in einem Weidenbusch, mit einem Dolchstich das Herz durchbohrt, den Dolch neben ihr und in dem Schal einige Steine gebunden, wahrscheinlich um sich, wenn der Stich fehlte, in den Rhein zu stürzen.' "

2:

„Ich habe keinen Sinn für weibliche Tugenden, für Weiberglückseligkeit. Nur das Wilde, Große, Glänzende gefällt mir. Es ist ein unseliges, aber unverbesserliches Missverhältnis in meiner Seele; und es wird und muß so bleiben, denn ich bin ein Weib und habe Begierden wie ein Mann, ohne Männerkraft. Darum bin ich so wechselnd und uneins mit mir.“

(Brief an Kunigunde Brentano)

3:

Todesehnsucht

Gefahren bin ich in schwankendem Kahne
auf dem blaulichen Ozeane,
der die leuchtenden Sterne umfließt,
habe die himmlischen Mächte begrüsst,
war in ihrer Betrachtung versunken,
habe den ewigen Äther getrunken,
habe dem Irdischen ganz mich entwandt,
droben die Schriften der Sterne erkannt
und in ihrem Kreisen und Drehen
bildlich den heiligen Rhythmus gesehen,
der gewaltig auch jeglichen Klang
reisst zu des Wohllauts wogendem Drang:

Aber ach! es ziehet mich hernieder,
Nebel überschleiert meinen Blick.
Und der Erde Grenzen seh' ich wieder,
Wolken treiben mich zurück.
Wehe! das Gesetz der Schwere,
es behauptet nur sein Recht.
Keiner darf sich ihm entziehen
von dem irdischen Geschlecht.
(Der Luftreiter)

Nur im Tod sahst du eine Möglichkeit, aus dem Gefängnis
irdischer Genzen, unterworfen dem Gesetz der Schwere,
in die unbegrenzte luftig-leichte Freiheit des ewigen Äthers
zurückzukehren,
„durch Vernichtung des Leibes früher
zu nahen dem Ewigen ...“
aus der Fremde zurückzukommen nach Hause.

Worms

1:

Herrscherworte

Worms (und die Schwesterstadt Speyer) war die Heimat der Salier. Die ersten Kaiser aus dieser Dynastie waren die letzten von allen Völkern des Abendlands anerkannten, von keinem angefochtenen Herren der gesamten westlichen Christenheit, "Weltherrscher" von Gottes Gnaden, da natürlich die Welt nach göttlichem Willen eine christliche sein sollte.

„Wie die Kirche die Kirche Gottes ist, so ist das Reich das Reich Gottes. Kirche und Reich sind nicht zu trennen. Stürzt das Imperium, so stürzt auch die Kirche, und der Weltuntergang ist da. Es war die allgemeine Annahme, dass dem Untergang des römischen Weltreiches die Herrschaft des Antichrist folgen werde.

Das Bewusstsein der Einheit, das in den Völkern des Abendlandes lebendig war, kam in der Anerkennung der miteinander verbundenen päpstlich-kaiserlichen Herrschaft zum Ausdruck. Man hätte sich aus der abendländischen Gemeinschaft ausgeschaltet, wenn man die Hoheit der beiden Häupter, die zusammen das Ewige Rom beherrschten, gelegnet hätte.“

(Ricarda Huch, Römisches Reich deutscher Nation)

In einer Heerschau auf den Feldern beiderseits des Rheins wurde 1024 vor den Toren der Stadt Konrad II. als erster Salier zum deutschen König gekürt.

Im Jahr 1049 wurde in Worms der aus der Herrscherfamilie stammende Leo IX. zum Papst gewählt.

2:

Kriemhild und Brunhild

Nach dem Nibelungenlied stritten sich die Schwägerinnen Kriemhild und Brunhild, Ehefrauen des fränkischen Königssohns Siegfried aus Xanten und des Burgunderkönigs Gunther, auf den Stufen der Domtreppe um den Vor-Rang vor der Anderen, das Recht, als erste über die Türschwelle in den Dom schreiten zu dürfen. (Dieser Streit um den Vor-Rang wiederholte sich später zwischen Kaiser und Papst.)

Die fatalen Folgen sind bekannt: Siegfrieds Ermordung durch Hagen und Kriemhilds Rache an ihrer Familie und ihrem ganzen Volk.

Der Sage liegt ein historischer Kern zu Grunde: Schon bevor es ein Machtzentrum der Franken wurde, war Worms - wie Straßburg, Speyer und Mainz (und rheinabwärts Koblenz, Bonn, Köln, Neuß und Siegfrieds Heimat Xanten) eine Gründung der Römer - Hauptstadt des kurzlebigen Burgunderreichs. Die Burgunder, ein aus dem Osten eingewandertes Germanenvolk, waren ei-

gentlich Förderaten, Bundesgenossen der Römer. Doch der römische Feldherr Aetius, der „letzte Römer“, hielt sie schließlich für zu bedrohlich und ließ ihr Reich vernichten,

wobei er sich hunnische Söldner bediente. Die Sage verlegt den tragischen Untergang der Burgunder an den Hof des Hunnenkönigs, nach Ungarn, an die Donau.

3:

Reichstage

Insgesamt fanden in Worms mehr als 100 Reichs- und Fürstentage statt, darunter der bedeutende „Reichsreform-Reichstag“ von 1495.

Auf ihm wurden die bis dahin besonders im niederen Adel beliebten Privatfehden verboten, damit gewissermaßen ein Gewaltmonopol des Staates aufgestellt, das den „Ewigen Landfrieden“ ermöglichen sollte.

Es wurde als oberster Gerichtshof ein Reichskammergericht eingesetzt.

Und es wurde eine Reichssteuer, der „Gemeine Pfennig“ beschlossen, zur Finanzierung der Kriege des Kaisers gegen die Türken und zum Unterhalt des Reichskammergerichts.

Durch alle drei Maßnahmen wurde noch einmal die Einheit des Reiches gegenüber den Kräften der Zersplitterung gestärkt.

4:

der Investiturstreit

Noch Heinrich der Dritte, der zweite Herrscher aus der Dynastie der Salier, hat ganz selbstverständlich aus dem klaren Selbstverständnis der römisch-byzantinischen Kaiser, auch Pontifex Maximus, oberster Priester zu sein, und aus dem Eigenkirchenrecht der Frankenkönige, als höchster Grundherr auch über Kirchengut frei zu verfügen, auf einen Schlag drei Päpste nach eigenem Gutdünken ab- und einen neuen eingesetzt.

Gegen diese Bevormundung der geistlich-geistigen Macht – es gab im frühen und hohen Mittelalter keine von der geistlichen unabhängige geistige – und deren Unterordnung unter die weltliche musste sich die durch Reformbewegungen gestärkte Kirche schließlich erheben, hat sie sich mit Recht gewehrt. Doch es hätte ja gereicht, sich von der Oberherrschaft der Kaisermacht zu befreien, um autonom zu werden, nach dem ihrer Eigenart entsprechenden eigenen Gesetz leben zu können. Doch die Kirche stellte jetzt darüber hinaus ihrerseits einen Führungsanspruch gegenüber allen weltlichen Herrschern auf. Es ging darum, wer letztlich mehr zu sagen, auch dem Anderen etwas zu sagen hatte, der Kaiser oder der Papst. Es ging um den Vor-Rang in der (nur gemeinsam möglichen) Weltherrschaft.

„Mit dem Sitz in Rom war der Anspruch auf Herrschaft so notwendig verbunden, dass, sowie ein hervorragender, zur Herrschsucht neigender Mann Papst wurde (der Mönch Hil-

debrand als Gregor der Siebte), das Gefühl, Nachfolger der Cäsaren zu sein, ihn ergriff. Dann verschmolz die Idee des römischen Weltreiches mit der Idee der Christlichen Weltkirche zu einem Trachten nach Weltherrschaft von fürchterlicher Kraft. Der Papst war dann nicht nur das Oberhaupt der christlichen Kirche, der dem Kaiser das weltliche Schwert zu führen überließ, sondern er war der römische Kaiser römischer Nation, der in dem deutschen Kaiser deutscher Nation einen barbarischen Usurpator sah.

Nur auf Augenblicke konnten die beiden Gewalten, die gemeinsam die Welt regieren sollten, im schwebenden Gleichgewicht gehalten werden; zu sehr waren die Interessen der beiden Völker, denen sie angehörten, verschieden, zu sehr die Kaiser zugleich Könige der Deutschen, zu sehr die Päpste zugleich Herren von Rom, Cäsaren, Weltherrscher.

Die Kirche zu befreien war ein großes und gutes Ziel; aber (dem Papst) kam es nicht mehr nur auf Freiheit, sondern auf Herrschaft an. Es scheint in der menschlichen Natur begründet zu sein, dass Freiheit unter den Menschen sich selten verwirklichen lässt, was Goethe in den furchtbaren Worten ausgedrückt hat, man müsse Amboss oder Hammer sein (*was, lieber Leser, natürlich nicht meine Sichtweise ist*). Die einen Druck abwerfen wollen, trachten gewöhnlich danach, ihn selbst auszuüben; wer die anderen nicht unterwirft, muss fürchten, unterworfen zu werden. Hildebrand, als Papst Gregor VII., erklärte förmlich den Anspruch der Kirche, den Staat zu beherrschen; er begründete das mit der Stellvertretung des allmächtigen Gottes durch den Papst. Nachdem er zunächst die Papstwahl zur alleinigen Sache der Kirche erklärt hatte, was völlig legitim war, kam es als Nächstes darauf an, den kaiserlichen Einfluss auch auf die Wahl der Bischöfe abzustellen. Das wurde vorbereitet durch die Ausdehnung des Begriffs der Simonie (des Kaufs und Verkaufs priesterlicher Ämter durch Laien) auf jeden Eingriff von weltlicher Seite in die Besetzung kirchlicher Stellen. Wären die Bi-

schöfe nichts als Priester gewesen, hätte man diese Auffassung billigen müssen; da sie jedoch auch weltliche Fürsten waren, konnte der König auf das Recht, sie zu ernennen oder bei ihrer Ernennung mit zu wirken, nicht verzichten. Die Bischöfe waren seit der Zeit Ottos des Großen die Stütze des Thrones gewesen; geschickter und gefährlicher konnte der Papst den Kaiser nicht angreifen, als indem er sie ihm entzog, sie ihm im Zweifelsfall zu Gegnern machte."

(Ricarda Huch, Römisches Reich deutscher Nation)

Der Kampf begann 1076 in Worms damit, dass Heinrich der Vierte den aufmüpfigen Papst Gregor den Siebten durch eine Bischofssynode absetzen ließ.

Gregors Antwort war der Kirchenbann und die Auflösung des Treueeides, mit dem die Untertanen an den König gebunden waren.

Es folgte bekanntlich der oft zitierte „Gang nach Canossa“, ein geschickter Schachzug des Kaisers, womit er den christlicher Barmherzigkeit verpflichteten Papst zwang, ihn vom Bann los zu sprechen. Nachdem er nach Deutschland zurückgekehrt und dort die Reichsordnung wiederhergestellt hatte, zog der vierte Heinrich mit einem Heer nach Italien und eroberte Rom. Der siebte Gregor musste in die nicht zu erstürmende Engelsburg flüchten und war gezwungen, die Normannen Unteritaliens als rettende Schutztruppe zur Hilfe zu rufen. Doch das Kaisertum hatte damit nur äußerlich gesiegt. In die Köpfe der Menschen waren die Ideen des fanatischen Mönchs Hildebrand eingedrungen, hatten sich dort festgesetzt und ließen sich nicht mehr daraus vertreiben.

So wie der Streit in Worms begonnen hatte, so fand er hier nach Jahrzehnten eines erbitterten Ringens auch seinen offiziellen Abschluss im Wormser Konkordat von 1122: Kirche und Reich einigten sich auf einen Kompromiss:

Kaiser Heinrich V. akzeptierte den Anspruch der Kirche auf die Investitur mit Ring und Stab, den Symbolen für die geistliche Ehe mit der Kirche und das priesterliche Hirtentum. Die Bischöfe wurden allein durch die Domkapitel gewählt.

Im Gegenzug räumte Papst Calixtus II. ein, dass die Wahl der deutschen Bischöfe und Äbte in Gegenwart kaiserlicher Abgeordneter verhandelt und der Gewählte dann vom Kaiser durch das Szepter als weltlichem Investitursymbol mit den Hoheitsrechten, die mit seinem geistlichen Amt verbunden waren, belehnt werden sollte.

Während im deutschen Teil des Kaiserreichs die Verleihung der weltlichen Machtbefugnisse durch den Kaiser vor der Weihe vorgesehen war, erfolgte in Italien und Burgund zunächst die priesterliche Weihe, wodurch dort der Einfluss des Kaisers auf die Einsetzung von Bischöfen praktisch verloren ging.

Drei Jahre später starb der letzte Salier ohne männliche Erben. Es folgte die Zeit der Welfen und Staufer. Da das Wormser Konkordat nicht eindeutig formuliert war, viel Spielraum für unterschiedliche Ausdeutungen ließ, und die Investitur ja nur der nahe liegende äußere Anlass, nicht der wesensmäßige Grund für den Streit gewesen war, ging er auch unter diesen Herrschern mit unverminderter Heftigkeit weiter.

5:

Dass sie sich heftig stritten,

„König und Papst, der germanische und der römische Weltherrscher, standen sich Auge in Auge gegenüber, die Brust voll Hass und Rache, aber gelähmt durch das Bewusstsein, untrennbar miteinander verbunden zu sein. Sie waren nicht zwei Herrscher, von denen jeder des anderen Reich besitzen, von denen jeder den anderen vernichten möchte; sie waren unlöslich miteinander verwachsen und ineinander verbissen, und immer wieder kamen Augenblicke, wo ihnen das klar wurde. Der Papst begründete seinen weltlichen Besitz auf Schenkungen der Kaiser, die Kaiser empfangen ihre Krone in Rom durch den Papst, die Völker sahen zu ihnen beiden als zur Spitze der Christenheit auf; sie waren aufeinander angewiesen und konnten höchstens durch einen Personenwechsel vorübergehend zu gewinnen hoffen. Beide waren mächtig, wenn auch auf verschiedene Weise: dem Papst gehörte nur eine kleine Provinz, aber er herrschte über die religiösen Gefühle und Gedanken aller Christen, und sein Thron stand auf den Trümmern der alten Weltstadt Rom; der König war der Anführer der deutschen Ritter, die an die Stelle der römischen Legionen getreten waren, aber ihm gehörte nur, was er sich aus eigener Kraft unterwarf. Beide konnten sich gegeneinander ihrer Macht nur soweit bedienen, als sie nicht sich selbst damit verletzten.“

(Ricarda Huch, Römisches Reich deutscher Nation)

Dass sie diese rote Linie (z.B durch entwürdigende Beschimpfungen und Beleidigungen) dennoch überschritten, führte letztlich zur gegenseitigen Schwächung und zum Erstarken neuer dritter Kräfte. „Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte.“

Um sich deren Unterstützung im Kampf gegen den Papst zu sichern, musste der Kaiser (besonders Friedrich der Zweite) wichtige Rechte des deutschen Königs an die sowieso schon einflussreichen, ständig zur Rebellion neigenden Reichsfürsten abtreten, die dadurch zu weitgehend unabhängigen Landesherren wurden. Das römische Reich deutscher Nation zersplitterte zunehmend in einen chaotischen Flickenteppich von Kleinstaaten.

Durch die Schwächung der Kaisermacht zerfiel die Einheit des Abendlands in ein Neben- und Gegeneinander einzelner Nationen. Unter ihnen stieg Frankreich zur stärksten, führenden Macht Europas auf.

Auch die Päpste mussten den vollständigen „Endsieg“ im Vernichtungskrieg gegen die Stauferkaiser, der zum Untergang die-

ser Dynastie führte, schließlich teuer bezahlen. Sie gerieten schon bald in die Abhängigkeit vom erstarkten französischen Königtum, waren sogar gezwungen, in Avignon zu residieren. Es begann die über hundertjährige „Babylonische Gefangenschaft der Kirche“. Das Papsttum wurde zum Spielball französischer Machtinteressen und büßte seine Autorität als überparteiliche Macht in Europa ein.

Dieses Auseinanderbrechen der in sich geschlossenen, „heilen“ und „heiligen“ mittelalterlichen Welt war vielleicht notwendig für den inneren und äußeren Aufbruch zu neuen Ufern in der Neuzeit, deshalb unvermeidlich und wäre in irgendeiner Form sowieso geschehen. Durch den Kampf zwischen Kaiser und Papst geschah die Geschichte - vielleicht etwas früher und schneller - eben so, wie sie geschehen ist.

6:

Berühmt ist Luthers Antwort auf die Frage Karls V., ob er widerrufen wolle:

(Ich werde es nicht), „... wenn ich nicht durch Zeugnisse der Schrift und klare Vernunftgründe überzeugt werde; denn weder

dem Papst noch den Konzilien allein glaube ich, da es feststeht, daß sie öfter geirrt und sich selbst widersprochen haben; so bin ich durch die Stellen der heiligen Schrift, die ich angeführt habe, überwunden in meinem Gewissen und gefangen in dem Worte Gottes. Daher kann und will ich nichts widerrufen, weil wider das Gewissen etwas zu tun weder sicher noch heilsam ist. Gott helfe mir, Amen!“

In der Literatur ist oft zu finden, dass er am Schluss dieser Erklärung gesagt haben soll: „Hier stehe ich. Gott helfe mir. Ich kann nicht anders.“ Dies ist jedoch weder von Zeitgenossen noch in den Verhandlungsprotokollen verbürgt und auch in der Forschung nicht sicher zu belegen.

Kaiser Karl V. beschuldigte Luther mit drastischen Worten eines Irrtums, wobei er ein klassisches Totschlagargument zugrunde legte:

„... Denn es ist sicher, dass ein einzelner Mönch in seiner Meinung irrt, wenn diese gegen die der ganzen Christenheit, wie sie seit mehr als tausend Jahren gelehrt wird, steht. Deshalb bin ich fest entschlossen, an diese Sache meine Reiche und Herrschaften, mein Leib, mein Blut und meine Seele zu setzen.“

(Wikipedia, Der Reichstag zu Worms 1521)

„Immerhin hatte sich hier erstmals der eigenverantwortliche, nur seinem Gott verpflichtete Mensch zu Wort gemeldet und die „ewige“ Einheit der Kirche in Frage gestellt. Neue Konfessionen und neue Kirchenordnungen waren die logische Folge, umwälzende Verwerfungen der politischen Machtverhältnisse blieben unausweichlich. Mit dem schlichten „Ich kann nicht anders“ wurde im kleinen Worms am Rhein das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in seinen Grundfesten erschüttert.“

(Dieter Maier, Der Rhein)

Was der „Schreiber“ über sich schreibt

Nun, ich könnte mich und mein Leben so beschreiben:

Rudolfo Kithera, das ist der „Scheinname“, das Pseudonym, das ich mir als Autor gegeben habe.

Hartmut Frömgen, das ist der Name, der in meinem Pass steht, mit dem mich meine Familie und Freunde rufen.

Als Hartmut Frömgen bin ich Ehemann,
Vater von zwei erwachsenen Söhnen,
von denen einer leider inzwischen verstorben ist,
wohne in einem Reiheneckhaus am Niederrhein,
arbeitete bis 2021 als zugelassener Psychotherapeut in Xanten.

Die Texte in diesem Buch haben mich auf den Wegen gefunden, die ich gegangen bin, sind Spuren einer Wanderung, die mich durch viele „Länder“ geführt hat:

das humanistische altsprachliche Gymnasium in Kleve,
das Psychologiestudium in Köln,
das Leben als Lehrer für Transzendente Meditation,
als Drogenberater in Wesel,
als Therapeut in einer Klinik für Drogenabhängige,
als Waldorfschulvater,
Schüler der japanischen Kampfkunst Aikido,
als „zen-buddhistischer Sufi-Christ“.